



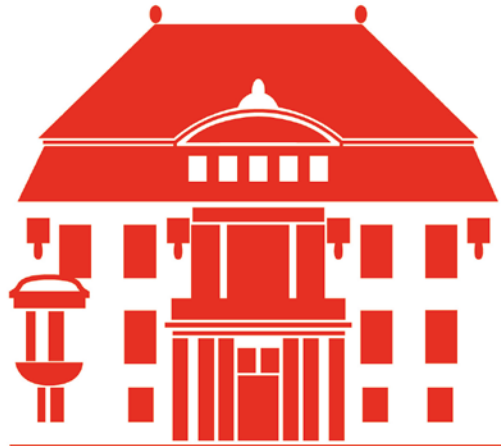
Kleine Schriften zu Kultur und Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität 8

# Unternehmen Bibliothek

100 Jahre Alte Universitätsbibliothek

**Kleine Schriften zu Kultur und Geschichte der  
Friedrich-Alexander-Universität.**

**Heft 8**



# ERLESENE RÄUME

100 Jahre  
Alte  
Universitäts-  
bibliothek

# **Unternehmen Bibliothek**

## **100 Jahre Alte Universitätsbibliothek**

herausgeben von

**Konstanze Söllner und Joachim Hennecke**

Erlangen

**FAU University Press**

**2014**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Autoren: Ernst Seidl, Tübingen  
Clemens Wachter, Archivar der FAU  
Marianne Dörr, UB Tübingen  
Korinna Haase, HIS GmbH  
Christian Gumpenberger, Martin Wieland und Juan Gorraiz, Universität Wien, Bibliotheks- und Archivwesen, Team Bibliometrie, Boltzmannng. 5, A-1090 Wien  
Joachim Hennecke, UB Erlangen-Nürnberg

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Der vollständige Inhalt des Buchs ist als PDF über den OPUS Server der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg abrufbar. Die Inhalte dürfen nur in den strengen Grenzen des Urhebergesetzes zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch und zu Forschungszwecken ausgedruckt oder gespeichert werden.

Verlag und Auslieferung:

FAU University Press, Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen

Satz: Eva Volleth

Druck: docupoint GmbH

ISBN: 978-3-944057-20-0

ISSN: 1861-4701

# Inhaltsverzeichnis

Begrüßung der Direktorin der Universitätsbibliothek, Konstanze Söllner	7
Grußwort der Vizepräsidentin der FAU, Prof. Dr. Antje Kley	9
Grußwort des Generaldirektors der Bayrischen Staatsbibliothek, Dr. Rolf Griebel	12
Ernst Seidl	
Neue Fächer – neue Bautypen? Universitätsbauten der Kaiserzeit	17
Bautypus Universität	19
Universitäten als Bauaufgabe	23
Historismus der Universitäten	27
Clemens Wachter	
Der Architekt Friedrich Schmidt und das Erlanger Universitätsbibliotheksgebäude von 1913	33
Entwicklung der Erlanger Universität und ihrer Universitätsbibliothek	34
Das neue Universitätsbibliotheksgebäude	38
Friedrich Schmidt als Vorstand des Erlanger Universitätsbauamtes	44
Die Bautätigkeit von Friedrich Schmidt in Erlangen	46
Friedrich Schmidts weitere Laufbahn	48
Fazit	56

Mariane Dörr	
Retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Sammlungen in Universitätsbibliotheken	57
Korinna Haase	
Die Bibliothek als Arbeits- und Lernort	71
Wo lernen und arbeiten die Studierenden?	74
Die Rolle der Bibliotheken als Orte des Selbststudiums	77
Zeitbudget und Bibliotheksnutzung	79
Die Rechtswissenschaften als intensivste Bibliotheksnutzer?!	81
Bedarfsplanung für studentische Arbeitsplätze	82
Christian Gumpenberger, Martin Wieland und Juan Gorraiz	
Bibliometrie an Universitätsbibliotheken: Forschungsunterstützung im Zeitalter von “publish or perish”	85
Einleitung	86
Ein ideales Betätigungsfeld für wissenschaftliche Bibliotheken	86
Von einer Arbeitsgruppe zur eigenen Abteilung	87
Schlussfolgerungen	97
Joachim Hennecke	
Zusammenfassung und Ausblick	102

## *Begrüßung der Direktorin der Universitätsbibliothek, Konstanze Söllner*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr geehrte Frau Vizepräsidentin, sehr geehrter Herr Stadtrat, sehr geehrter Herr Dr. Griebel, liebe Kolleginnen und Kollegen,

im neuen Zukunftsatlas der Prognos AG liegt die Stadt Erlangen von 402 deutschen Städten auf Platz 3, gemessen an der Standortstärke. Erlangen gehört zu den erfolgreichsten Städten Deutschlands direkt nach dem Landkreis und der Landeshauptstadt München und belegt Spitzenplätze bei den Indikatoren Demografie, Arbeitsmarkt, Wettbewerb und Innovation sowie Wohl-



stand und soziale Lage. Buchstäblich im Auge des Orkans, mitten in der Erlanger Altstadt, befindet sich die zentrale Universitätsbibliothek der Friedrich-Alexander-Universität, ein Ort der Ruhe und Kontemplation.

Ruhe und Kontemplation? Die Universitätsbibliothek konnte im letzten Jahr vermelden „mehr E-Books als Amazon“ im Angebot zu haben. Mehr als 1,4 Millionen elektronische Bücher mit einem Klick – dazu hat auch ein neuartiges Beschaffungskonzept, die kundengesteuerte Erwerbung, beigetragen. Bei den elektronischen Zeitschriften belegt die Universitätsbibliothek deutschlandweit den siebten Platz. Die Universitätsbibliothek gehörte 2010 zu den ersten zwölf Einrichtungen, die einen DFG-geförderten Publikationsfonds für Open Access Publikationen anboten und unterstützt seither den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen. Am 1. Dezember beginnen fünf neue Mitarbeiter mit der Digitalisierung von 3.000 unikalen Drucken des 17. Jahrhunderts. Die Dienstleistungen der Universitätsbibliothek sind heute „state of the art“.

Vor 100 Jahren brauchte eine Universitätsbibliothek in erster Linie ein eigenes, für ihre Bedürfnisse gebautes Haus, um Dienstleistungen anzubieten, die „state of the art“ waren. Der bekannte Erlanger Mediävist Elias von Steinmeyer, Vorsitzender der Bibliothekskommission und die wichtigste Figur der universitären Bibliothekslandschaft, begleitete damals persönlich den Planungsprozess. Er sorgte – entgegen dem herrschenden Zeitgeist der strikten Trennung der Lesebereiche vom Büchermagazin –

dafür, dass die Bücher weiterhin für die Wissenschaftler zugänglich blieben. Der damalige Bestand von 254.000 Büchern fand im neuen Haus mühelos Platz. Heute bilden die kostbaren alten Bücher und Bibliotheken und die Graphische Sammlung den Kern der Universitätsbibliothek.

Akademische Sammlungen werden in den letzten Jahren als wirkungsvolles Mittel der Wissenschaftskommunikation entdeckt. Das spiegelte sich zuletzt auch in der Projektförderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung wieder. Die Alte Universitätsbibliothek bildet mit ihren wissenschaftlichen Sammlungen einen Teil dieser neuentdeckten „Universität der Dinge“. Einen Ausschnitt aus unseren Sammlungen können Sie gegenüber im Neubau der Universitätsbibliothek besichtigen, gern auch am Nachmittag bei einer Führung.

Unsere heutigen Referentinnen und Referenten werden den Bogen schlagen vom historischen Gebäude und der Universität der Dinge über das Fortschreiten der Digitalisierung, den offenen Zugang zum Wissen in Europa, die wertschöpfende Rolle wissenschaftlicher Verlage, Reputationssysteme der Wissenschaft und wieder zurück zu Fragen der Flächenplanung für Hochschulbibliotheken.

Herzlich bedanke ich mich bei meinem Stellvertreter Herrn Dr. Hennecke für inhaltliche und organisatorische Unterstützung im Vorfeld dieser Tagung. Ich freue mich sehr auf den gegenseitigen Austausch und wünsche uns allen eine angeregte Diskussion.

## *Grußwort der Vizepräsidentin der FAU, Prof. Dr. Antje Kley*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr geehrter Herr Generaldirektor, Herr Dr. Griebel, liebe Frau Söllner, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Gäste!

Seien Sie im Namen der gesamten Universitätsleitung alle zusammen ganz herzlich begrüßt zum heutigen Jubiläums-Symposium anlässlich der Einrichtung der zentralen Universitätsbibliothek der Friedrich-Alexander-Universität vor 100 Jahren!

Ich freue mich, dass Sie dieses Geburtstagsfest zum Anlass nehmen, über die Herausforderungen nachzudenken, die mit den rasanten strukturellen Veränderungen der Universität für deren erste große zentrale Einrichtung – die Universitätsbibliothek – verbunden sind.

An unserer Universität finden seit etwa einem Jahrzehnt organisatorische Veränderungen statt, die uns alle vor große Herausforderungen stellen. Praktisch „jenseits der Fakultäten“ findet eine Ausdifferenzierung der Organisationsformen von Forschung und Lehre statt, welche die traditionelle, durch Disziplinen oder Fachbereiche geprägte Struktur überlagert oder ergänzt.

Es entstehen Organisationseinheiten, die „quer“ zu den Fächern liegen, und bei denen oftmals Kooperationspartner von außerhalb unserer Universität eine tragende Rolle spielen. Angefangen bei unserem materialwissenschaftlichen Exzellenzcluster „Engineering of Advanced Materials“ und der Graduiertenschule für Angewandte Optik über eine Vielzahl von Sonderforschungsbereichen, die Projekte der EU-Rahmenprogramme bis hin zum neugegründeten ZeLLiT, dem Zentrum für Lehr-/ Lernforschung, -innovation und Transfer, entstehen neue Organisationsformen in Wissenschaft und Lehre, die veränderte Anforderungen an die Infrastruktur der Universität stellen. Vor 100 Jahren gab es mit der Errichtung einer zentralen Universitätsbibliothek die erste infrastrukturelle Großinvestition an unserer Universität.

Heute werden Mittelverhandlungen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler häufig von Forderungen nach millionenschweren Großgerä-



ten für die Forschung dominiert. Die Literaturversorgung ist dagegen in vielen großen Fachbereichen wie der Medizin, den Naturwissenschaften oder der Technik inzwischen fast vollkommen dezentralisiert und zu annähernd 100% elektronisch.

Sie findet direkt am Arbeitsplatz der Studierenden und der Forscherinnen und Forscher statt. Aufgabe der Bibliothek ist es dabei, den Bedarf laufend zu ermitteln, die notwendigen Lizenzen auszuhandeln, für Authentifizierung und Autorisierung zu sorgen sowie den störungsfreien Zugriff sicherzustellen.

Das ist ein Geschehen, das – wie die Arbeit im privaten Haushalt – komplett im Hintergrund abläuft, wenn alles gut funktioniert.

Das mag dazu verleiten, den hybriden Charakter unserer Bibliotheken zu verkennen und die Vielgestaltigkeit ihrer Aufgaben bezüglich sowohl elektronischer als auch gedruckter Inhalte nicht mehr ernst zu nehmen.

Doch nach wie vor ist in vielen Disziplinen die Präsenzbibliothek mit Zehntausenden oder mehreren Hunderttausend gedruckten Büchern alltäglich notwendige Arbeitsrealität. Was es bedeutet, wenn diese als selbstverständlich empfundene Infrastruktur plötzlich wegbriecht, haben viele Fächer unserer Universität im vergangenen Sommer erfahren, als das Gebäude in der Kochstraße von einem Tag auf den anderen wegen Lebensgefahr geschlossen werden musste. Publikationen und Qualifikationsarbeiten erfordern mit einem Mal sehr viel mehr Zeit, als ursprünglich eingeplant, Prüfungsvorbereitungen stehen plötzlich in Frage, Lernräume sind unbenutzbar. Die Studierenden der Soziologie, der Politikwissenschaft und der Geographie haben erst seit zwei Wochen wieder Zugang zu den Präsenzbibliotheken ihrer Fächer. Dafür musste eigens ein Gebäude angemietet werden. Die Universitätsbibliothek ist eben eine Einrichtung, die nah bei den Fächern sein muss.

Im Bereich der elektronischen Literaturversorgung ist das gelungen.

Die Herausforderung der nächsten Jahre wird es sein, das System der bibliothekarischen Sammlung, Pflege und Verwaltung gedruckter Quellen in eine neue Organisationsform zu überführen, die der gewandelten Arbeitsweise der Disziplinen und Fachbereiche entspricht.

Der Bedarf nach einer großen geistes- und sozialwissenschaftlichen Präsenzbibliothek beispielsweise, ist seit vielen Jahren erkannt. Und er ist nicht zu trennen vom Bedarf der Fächer nach Lernflächen und Räumen für die Forschung. Nicht zuletzt deshalb begrüßt die Universitätsleitung

die positive Haltung der Politik gegenüber neuen Unterbringungsvarianten für die Philosophische Fakultät und den Fachbereich Theologie. Die „Großgeräte“ der Philosophischen Fakultät, nämlich ihre Präsenzbibliotheken, spielen eine zentrale Rolle für die Zukunftsplanung der Universitätsbibliothek. Eine zentrale geistes- und sozialwissenschaftliche Präsenzbibliothek kann auf die neuen Organisationsanforderungen an der Universität flexibel reagieren. Das betrifft die abgestimmte Bestandsentwicklung, ebenso wie dringend notwendige Lernflächen und die bedarfsgerechte Öffnung weit über die in den dezentralen Teilbibliotheken derzeit üblichen 19 Uhr hinaus.

Die Alte Universitätsbibliothek von 1913 hat zu ihrer Zeit an der FAU Zeichen gesetzt. Nun, 100 Jahre später, steht die Bibliotheksausstattung der Geistes- und Sozialwissenschaften wieder im Fokus.

Die Bibliotheksleitung hat die Frage nach dem „Haus der Bücher“ ebenso auf die Agenda der heutigen Veranstaltung gesetzt, wie weitere zentrale Themen der nächsten Jahre:

- das Umräumen als epistemologische Neuorientierung,
- die Digitalisierung von Sammlungen,
- Raumbedarfsplanung
- Open Access Politik,
- Fragen der Bibliometrie und der Quantifizierung von Forschungsleistungen sowie
- neue Strukturen im Verlagswesen.

Die Faszinationskraft der Räume und Dinge und die Aktualität akademischen Sammelns lohnt das Nachdenken. Weiterdenken ist notwendig, wenn es um das wissenschaftliche Publikationswesen und wissenschaftliche Reputationssysteme geht.

Deshalb wünsche ich Ihnen allen für das heutige Symposium lebendige und ertragreiche Diskussionen.

Außerdem wünsche ich der Universitätsbibliothek sowie allen Bibliothekarinnen und Bibliothekaren an unserer Universität, weiterhin Kreativität und Mut bei der Etablierung neuer Dienstleistungen und bei der Weiterentwicklung der Bibliotheksstrukturen – denn all das brauchen wir dringend, um im allseits härter werdenden Wettbewerb um die besten Köpfe zu bestehen.

In diesem doppelten Sinne: viel Erfolg!

## *Grußwort des Generaldirektors der Bayerischen Staatsbibliothek, Dr. Rolf Griebel*

Sehr geehrte Frau Vizepräsidentin,  
liebe Frau Söllner,  
meine sehr geehrten Damen und  
Herren, liebe Kolleginnen und Kol-  
legen, die Universitätsbibliothek  
Erlangen-Nürnberg feiert in diesem  
Jahr einen besonderen Geburtstag –  
100 Jahre Alte Universitätsbiblio-  
thek. Und sie nimmt dies dankens-  
werter Weise zum Anlass, hierzu  
ein Symposium zu veranstalten.



„In den Jahren 1911 bis 1913 errichtet, vereinigt der Altbau“, wie Dieter Schug anlässlich der Eröffnung des Neubaus feststellt, „Charakteristika der in Deutschland vorherrschenden Vorstellungen von Bibliotheksbauten, wie sie seit der Jahrhundertwende in Marburg, Königsberg, Freiburg, Gießen, Heidelberg, Münster und Tübingen ... realisiert worden waren, in fast lehrbuchgerechter Beispielhaftigkeit“. Die Universitätsbibliothek, die am Vorabend des 1. Weltkriegs ca. 250.000 Bände an Monographien und Zeitschriften und ca. 300.000 Dissertationen umfasste, bot alle wesentlichen damals erstrebenswerten Vorzüge einer modernen bibliotheksrechten Bau- und Raumgestaltung. 100 Jahre später stellt sich die Frage, welche Funktion das seit vier Jahrzehnten unter Denkmalschutz stehende Gebäude innerhalb des weit verzweigten dislozierten universitären Bibliothekssystems im Hinblick auf das Anforderungsprofil der Universität Erlangen – Nürnberg im Jahre 2013 wahrzunehmen vermag.

Die Universitätsbibliothek Erlangen – Nürnberg ist heute nicht nur die zweitgrößte Universitätsbibliothek in Bayern. Sie ist vermutlich deutschlandweit als universitäre Informationsinfrastruktureinrichtung auch für das größte und zudem stark interdisziplinär geprägte Fächerspektrum zuständig: von der Indogermanistik und Indoiranistik bis zur Materialwissenschaft. 169 Studiengänge werden derzeit an der Friedrich-Alexander-Universität angeboten.

Vor 100 Jahren, bei der Einweihung der Alten Universitätsbibliothek, hatte die Universität etwas mehr als tausend Studierende, heute sind es 37.000. Die Universitätsbibliothek Erlangen – Nürnberg steht damit vor

der besonderen Herausforderung, sowohl für den Studierenden der Werkstoffwissenschaft als auch für den an Quellen forschenden Geisteswissenschaftler oder den Doktoranden der Graduiertenschule ein exzellentes Angebot bereitzustellen. – Die Universitätsbibliothek unter der Leitung von Frau Kollegin Söllner stellt sich dieser Herausforderung höchst erfolgreich. Strikt nutzerorientiert ausgerichtet auf die Anforderungen und Erwartungen der vielfältigen Zielgruppen in der Universität hat die Universitätsbibliothek einerseits ihr klassisches Dienstleistungsangebot signifikant ausgebaut und ausdifferenziert, andererseits hat sie innovative Mehrwertdienste entwickelt, die die Möglichkeiten der digitalen Technologie nutzen. Dieser mit Nachdruck verfolgte strategische Ansatz trägt erkennbar Früchte.

Das Geheimnis des Erfolgs liegt nicht zuletzt darin, dass die Universitätsbibliothek ihre Dienstleistung konsequent im Verbund erbringt. Zum Netzwerk, auf das sie dabei zurückgreifen kann, gehört in erster Linie ein starker bayerischer Verbund.

Die Universitätsbibliothek ist als kompetente Partnerin gefragt, vom Hosting elektronischer Publikationen bis zur Bibliotheksschulung für die mittelfränkischen Gymnasien. Hier wurde die Universitätsbibliothek übrigens für ihr beispielhaftes Engagement im letzten Jahr mit dem bayerischen Gütesiegel „Bibliotheken – Partner der Schulen“ ausgezeichnet.

Im Focus der Anstrengungen der Universitätsbibliothek Erlangen – Nürnberg auf dem innovativen Sektor steht – neben dem Open Access Publizieren, das im Rahmen der entsprechenden DFG-Programmlinie gefördert wird – der gezielte Ausbau des digitalen Angebots. Ich gratuliere der Universitätsbibliothek daher besonders zu ihrem Erfolg im DFG-Förderprogramm „Digitalisierung im deutschen Sprachraum erschienener Drucke des 17. Jahrhunderts“, aber auch mit dem Projekt „Nationales Hosting elektronischer Ressourcen“ war sie erfolgreich. Die qualitätsgesicherte Digitalisierung der unikatlen Drucke aus dem 17. Jahrhundert und die Mitwirkung an der Entwicklung einer nationalen, bundesweit abgestimmten Lösung zur Sicherung des Zugriffs auf digitalen Content sind dabei im Prinzip zwei Seiten ein und derselben Medaille. Das von der DFG geförderte Hosting-Projekt, das als Konsortium von der Bayerischen Staatsbibliothek, dem Fachinformationszentrum Karlsruhe (FIZ Karlsruhe), der Universitätsbibliothek Frankfurt, dem Karlsruher Institut für Technologie (KIT), der Humboldt-Universität und eben der Universitätsbibliothek Erlangen – Nürnberg durchgeführt wird, zielt auf die Sicherung des störungsfreien Zugriffs auf elektronische Verlagspublikationen für

Wissenschaft und Forschung – also beispielsweise beim Ausfall von Verlagsservern, beim Transfer von Zeitschriftentiteln, bei Aufgabe eines Verlags oder bei der Abbestellung von elektronischen Ressourcen. Projektziel ist darüber hinaus die Einbindung der Lösungen in eine deutschlandweit anwendbare Gesamtstrategie. Indem die Universitätsbibliothek der Friedrich-Alexander-Universität an der Entwicklung von Sicherungsmechanismen für den stabilen Zugriff auf Netzinhalte mitwirkt, leistet sie zugleich einen Beitrag zur Nachhaltigkeit der millionenschweren Investitionen ihrer Universität in elektronische Zeitschriften, Datenbanken und E-Books.

Lassen Sie mich hier, im historischen Haus der Alten Universitätsbibliothek, beispielhaft auch die Aktivitäten und Kooperationen im Bereich des Altbestands ansprechen. Ein Höhepunkt war sicherlich Ende des Jahres 2012 die Ausstellung „Die Bücher des letzten Kaiserreichs“ über den fränkischen Universalgelehrten Karl-Friedrich Neumann gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Sinologie und dem Konfuzius-Institut Nürnberg - Erlangen. Im kommenden Jahr wird im Germanischen Nationalmuseum die Gumbertusbibel aus dem Besitz der Universität im Kontext wertvoller romanischer Handschriften aus der Bayerischen Staatsbibliothek präsentiert – eine Schau einzigartiger über 1000 Jahre alter Codices, die zu den bedeutendsten kulturellen und künstlerischen Leistungen ihrer Epoche zählen.

Aus der Verantwortung für das den Bibliotheken anvertraute kulturelle Erbe erwächst die Verpflichtung, alle Anstrengungen zu unternehmen, die unwiederbringliche Materialität einer Handschrift für die künftigen Generationen zu sichern. Diese Verantwortung bezieht sich aber nicht allein auf die Spitzenstücke, sie bezieht sich auch auf das wissenschaftliche und kulturelle Erbe des 19. Und 20. Jahrhunderts. Und hier sind die Bibliotheken mit dem Problem des industriell gefertigten sauren Papiers konfrontiert. Ein erheblicher Teil der zwischen 1840/50 und 1980/90 produzierten Bücher und Zeitschriften ist, wie Sie wissen, in der physischen Substanz gefährdet.

Saures Papier ist aber auch in den Passepartouts oder Einlegeblättern präsent, die eigentlich zur Schonung der Originale beitragen sollten.

Wenn seit zwei Jahren die wertvollen Meisterzeichnungen der Graphischen Sammlung der Friedrich-Alexander-Universität restauriert und auf säurefreie Passepartouts aufgezogen werden, dann ist auch dies ein Ergebnis von Handeln im Verbund. Die nötigen Drittmittel konnten durch Prof. Hans Dickel vom Institut für Kunstgeschichte eingeworben werden. Die Restaurierung findet in den Räumen der Staatlichen Bibliothek in

Dillingen statt, dem Wohnort der Papier-Restauratorin. Die sichere Aufbewahrung im Dillinger Tresor – quasi „Amtshilfe“ unter Bibliotheken – erspart Versicherungsprämien, da bei dieser Konstruktion die Staatshaftung greift. Somit kommen die knappen Mittel vollständig der Restaurierung der Graphischen Sammlung zugute. Verbundhandeln zwischen Bibliotheken findet also nicht nur in der digitalen Welt, sondern auch bei der Erhaltung des kulturellen Erbes statt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren – ich wünsche der Universitätsbibliothek, dass sie ihren erfolgreichen Weg in der Zukunft fortsetzt: als innovativer multimedialer Informationsdienstleister der Universität, der dem Bedarf aus Forschung und Wissenschaft, Lehre und Studium bestmöglich – idealerweise proaktiv – gerecht wird, aber auch – mit Blick auf ihren bedeutenden Altbestand – als vitale Kulturinstitution, die das ihr anvertraute kulturelle Erbe für die künftigen Generationen bewahrt und aktiv an die Wissenschaft und Gesellschaft vermittelt, sei es durch Ausstellungen oder eine Digitalisierungsstrategie, die vor allem auch das Potential der Kontextualisierung erschließt und damit den historischen Bestand in besonderer Weise valorisiert.

Und das nächste große Verbundprojekt Erlanger und Nürnberger Bibliotheken wurde vor kurzem bekanntgegeben: die Ausrichtung des 104. Deutschen Bibliothekartags 2015 in der Messe Nürnberg, ein Kongress, zu dem über 4.000 Bibliothekare aus dem In- und Ausland erwartet werden. Auch dazu mein herzlicher Glückwunsch!



## Neue Fächer – neue Bautypen? Universitätsbauten der Kaiserzeit

*Ernst Seidl*

Aus der über siebenhundertjährigen Baugeschichte der europäischen Universitäten treten drei Zeitabschnitte hervor, die für den gesamten abendländischen Universitätsbau im Verhältnis zum Stadtraum wichtige Phasen abbilden: Zum einen die große spätmittelalterlich frühneuzeitliche Gründungswelle der Universitäten. Sie wurde schon 1977 im Buch-Klassiker von Konrad Rückbrod zu Baugeschichte und Bautyp von Universität und Kollegium beschrieben.<sup>1</sup> Andererseits war dies die zweite große „Gründerzeit“ im Laufe des 19. Jahrhunderts, die vor allem durch die starke Aufsplitterung der (natur)wissenschaftlichen Disziplinen verursacht und geprägt war. Diese Zeit analysierte Hans-Dieter Nägelke in seiner Untersuchung aus dem Jahr 2000 über den Hochschulbau im Kaiserreich – eine Epoche, die für das Jubiläum der Alten Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg besonders relevant ist.<sup>2</sup> Drittens ist hier die große Phase der Universitätsneugründungen und baulichen sowie stadträumli-

---

<sup>1</sup> Konrad Rückbrod: *Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp*, Darmstadt 1977. Bereits vorher: Konrad Rückbrod: *Das bauliche Bild der abendländischen Universität in den ersten fünfhundert Jahren ihres Bestehens unter dem Einfluß des Bautyps Kollegium*. Dargestellt an charakteristischen Beispielen aus Italien, Frankreich, England und Deutschland (Diss. Univ. Stuttgart 1971), Stuttgart 1972. Vgl. auch: Erich Maschke, Jürgen Sydow (Hg.): *Stadt und Universität im Mittelalter und in der früheren Neuzeit*, Sigmaringen 1977.

<sup>2</sup> Hans-Dieter Nägelke: *Hochschulbau im Kaiserreich. Historistische Architektur im Prozess bürgerlicher Konsensbildung* (Diss. Univ. Kiel 1997), Kiel 2000.

chen Expansionen in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg gemeint, besonders nach 1960.<sup>3</sup>

Diese drei großen Epochen universitärer Expansion bestimmten dann natürlich jeweils den zeitlichen Schwerpunkt für architektonische Schöpfungen, entweder als einschneidende Erweiterungen oder als Gesamtanlagen von neu gegründeten Universitäten. Die Universitätsbaugeschichte lässt sich jedoch grundsätzlich in solchen historischen Universitätsstädten gut ablesen, an denen der Zerstörungsfuror und damit auch der Erneuerungsdruck des 20. Jahrhunderts weitgehend vorüberging. Dies zeigen oft gerade kleinere, wirtschaftlich und politisch weniger bedeutsame historische Universitätsstädte.

Die bauliche Entwicklung der Anfangsgeschichte der abendländischen Universität wird zunächst von zwei verschiedenen Bedingungen bestimmt: Vom Einfluss gesellschaftlicher und politischer Faktoren einerseits sowie von den Kollegien als frühen Bauformen von Lehr-Institutionen andererseits:<sup>4</sup> Die Universitäten waren ursprünglich Genossenschaften, also Gemeinschaften, soziale Zusammenschlüsse der Graduierten und Scholaren mit gewählten Rektoren – entfernt vergleichbar mit den Zünften. Die Kollegien dagegen entstanden seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zuerst in Paris als „klosterähnliche Internate, die als Stiftungen von Persönlichkeiten außerhalb der Universitas gegründet wurden“<sup>5</sup>. Durch die Aufteilung der Universitas in Fakultätsuniversitates oder landsmannschaftliche Korporationen der Nationes konnten die Kollegien mehr und mehr auch universitäre Aufgaben erfüllen. Diese Kollegien zeichnete häufig eine bestimmte funktionale Ausprägung in der Architektur aus. Grob gesprochen glichen sie klösterlichen Gemeinschaften, die über Hörsaal, Bibliothek, Speisesaal, Kapelle und Wohnräume verfügten, um nur die wichtigsten Funktionsräume zu nennen. Dies bedeutet, es existierte bald über die soziokulturelle Definition wie bei der Universitas

---

<sup>3</sup> Dazu hat Stefan Muthesius ebenfalls im Jahr 2000 eine grundlegende englischsprachige Arbeit unter dem Titel „The Postwar University“ vorgelegt: Stefan Muthesius: *The Postwar University. Utopianist Campus and College*, New Haven/London 2000.

<sup>4</sup> Konrad Rückbrod: *Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp*, Darmstadt 1977 und Stichwort „Universität“, in: *Lexikon der Kunst*, Bd. 7, Leipzig 1994, S. 508-510;

<sup>5</sup> Rückbrod 1994 (wie Anm. 1), S. 38.

hinaus ein näher umschriebenes architektonisches Erfordernis. Das konnte

im 13. und 14. Jahrhundert noch durch einfache Stadthäuser erfüllt werden. Meist jedoch glichen die Bauten durch die Bindung an Kirchen oder Klöster auch im Neubau klösterlichen Anlagen um einen Hof. Derartige Strukturen finden wir am ursprünglichen Collège de Sorbon in Paris ab 1257, in Bologna am Collegio di Spagna, 1367, in Toulouse am Collège de Pampe-lune, 1382, oder am New College ab 1386 in Oxford (Abb. 1).

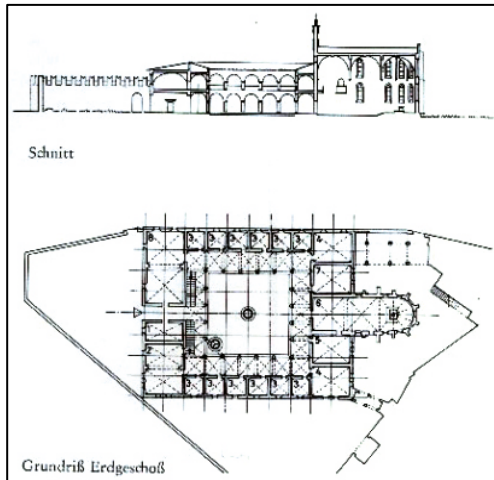


Abb. 1

## Bautypus Universität

Um zu verstehen wie Universitätsbauten der frühen Moderne im Stadtgefüge als solche überhaupt verständlich werden können, ist die Klärung des Bautypus‘ Universität vorzuschicken: Ein Bündel von architektonischen Eigenschaften, auch wenn diese oft nur annähernd zu beobachten und kaum letztgültig zu fixieren sind, hilft in vielen Fällen zu erklären, weshalb die jeweilige Funktion von Bauten ad hoc wahrgenommen wird, weshalb ein Gebäude in seiner Bedeutung erkennbar ist und sich als Begriff ausprägt. Diese Eigenschaften ergeben jedoch keinen „Idealtypus“, fehlt es dem theoretischen Konstrukt doch an objektiver, individueller und realer Existenz.<sup>6</sup> In der Geschichte der Architekturtheorie wird von Beginn an, wenn auch nicht expressis verbis und eher deskriptiv, die Kategorie des funktionalen Typs zugrunde gelegt. Der antike Theore-

<sup>6</sup> Zu diesen Beispielen auch Egbert Gerken: Der Typusbegriff in seiner deskriptiven Verwendung, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Jg. 50, 1964, S. 367-385.

tiker Vitruv kommt in seinen „Zehn Büchern über Architektur“<sup>7</sup> mehrfach auf die funktionale Begründung von idealtypisch konzipierten Bauwerken zu sprechen und ordnet sie auch nach ihrer Nutzung – ohne den Begriff Bautypus zu verwenden.

Für die Frühe Neuzeit bildet Leon Battista Albertis „De Re Aedificatoria“ die Grundlage jeder weiteren theoretischen Beschäftigung mit Architektur.<sup>8</sup> So stark sich der Humanist hinsichtlich der funktionalen Kategorie des Bautyps an Vitruv anlehnt, so sehr geht er über sein antikes Vorbild hinaus. Er versucht theoretisch zu erörtern, was Vitruv zunächst nur deskriptiv verbindet. Der Nutzwert und die Funktion des Bauwerks bleiben auch bei ihm der Orientierungsrahmen innerhalb dessen Fragen der optimierten Konstruktion und angemessenen Gestaltung verhandelt werden. Dennoch verwendet auch Alberti die Kategorie des Bautypus nicht; eine Haltung, die nahezu die gesamte Frühe Neuzeit hindurch zu beobachten ist. Eine der ganz wenigen Ausnahmen dürfte der frühe Enzyklopädist Johann Heinrich Alstedt sein, unterschreibt er doch 1613 ein systematisches Diagramm in seinem „Methodus admirandorum mathematicorum“ mit „Typus architectonices“.<sup>9</sup> Diese auf Gattungsspezifität ausgerichtete Begriffsschöpfung findet jedoch zunächst keine Nachahmer, wenn auch die bildhafte Darstellung solcher Systematiken weit verbreitet war.

---

<sup>7</sup> Die ins Deutsche übersetzte und zweisprachig herausgegebene Standardausgabe: Vitruvii de architectura libri decem / Vitruv: Zehn Bücher über Architektur (übers. und mit Anm. vers. v. Curt Fensterbusch), Darmstadt 1964 (<sup>5</sup>1991).

<sup>8</sup> Leon Battista Alberti: Zehn Bücher über die Baukunst (ins Deutsche übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen und Zeichnungen versehen von Max Theuer), Wien/Leipzig 1912 (Nachdr. Darmstadt 1975).

<sup>9</sup> Johannis Henrici Alstedii: Methodus Admirandorum Mathematicorum: complectens Novem libros Matheseos universae in quorum: 1 Mathematica generalis. 2 Arithmetica. 3 Geometria. 4 Cosmographia. 5 Uranoscopia. 6 Geographia. 7 Optica. 8 Musica. 9 Architectonica, Herborn 1613.

**In dem vierdten Buche.**

		in dem Cap. wozu Riffe							
		1	2						
ganzer Gebäude welche sind entweder	Sammtliche die Eintheilung von Störckern	öffentliche	den Zusammenkünften / nemlich die Kirchen	1					
			Hellige/welche gewidmet werden theils	der Berpflegung	der Jugend/ als Schulen	2	1		
					der Armen und Kranken als Spitäle	3			
					der Fremden als	4			
					Thore	5			
			weltsliche/welche gewidmet sind theils	den gemeinen Nothwendigkeiten/wegen	den Zusammenkünften	der Obrigkeit	6	1	
						das Rathhaus	7		
					des Volkes	der Marckt	8	1	
						die Börsten	9	1	
					Wassers/ als Schiffhäuser/ Wasser-Künste/ Wasserleitungen und Mühlen	Krieges	Zeughäuser	10	
							Wach-häuser	11	
							des Geldes/das Pfennighaus	12	
							der Verwahrung der Verbrecher	13	
					zum Pracht	insgemein/ als Thürme/ Schaulplätze/ Spielhäuser/ Ringen/ Rennebahnen/ Laßbäder/ Schiffstrette		14	
								15	
	16								
besondere	zur Wohnung der	grossen	der im Fied (Ehrenseulen und wol verdieneten Statuen	16					
			Prachtkegel	17	1				
		gemeinen	zum Gedenden	der Helden	18	1			
				Siegesbogen und Ehrenporten	19				
				der verstorbenen Grabmahle	20				
		zum Feldbau	Ballaste		21	1			
				freystehende Häuser	22	1			
				Wohnungen in Städten	23	3			
		anderer Werke auf dem Lande zum Nutzen	des Feldlebens/ welche sind theils	insgemein/ als da sind	Wohnung auf dem Lande	24			
					Wohnung auf dem Lande	25			
nöthige	zum Feldbau			Wein- und Oelpressen	26				
				Scheunen Ställe	27				
theils zum Luft.	als da sind			Strassen	28				
				Schiffporten	29				
				Zeiche	30				
				Gärten	31				
Lustwälder	Lust.	Lustwälder	32						
		Springbronnen	33						
		Grotten oder Lusthden	33						

insgesamt Riffe 73.

Abb. 2

Leonhard Christoph Sturm kennt den Begriff des Bautypus zwar nicht, aber sein Inhaltsverzeichnis des vierten Buches in dem von ihm herausgegebenen Werk von Nicolaus Goldmann: „Vollständige Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst“ bildet dennoch de facto ein bezeichnendes Diagramm der systematischen Ordnung von Bautypen aus (Abb. 2).<sup>10</sup> Diese um das Jahr 1700 entstandene Systematik orientiert sich interessanterweise nicht nur an der technischen Nutzung, sondern explizit auch an sozialen Funktionen von Architektur. So trennt Sturm hier etwa zunächst Hoch- von Tiefbauten; erstere teilt er dann in öffentliche und private Bauten, die öffentlichen anschließend in sakrale und profane, diese dann jeweils in Repräsentations-, Nutz- und Versammlungsbauten und so weiter. Hier zeigt sich ein ausdrücklich rationaler, kategorisierender Zugang. Mit dieser wissenschaftlich-theoretischen Herangehensweise entstand eine Systematik, die im Kern auch heutigen Kriterien bautypologischer Wahrnehmung und Ordnung recht nahe kommt. Und die Schulen, mithin auch die Kollegien und Universitäten, stehen hier schon an zweiter Stelle.

Die ersten genuin kunsthistorischen Reflexionen über die funktionale Systematisierung von Architektur forderten die Analyse des Objektfeldes „nach Aufgaben“: Jacob Burckhardt begrenzte dies nun nicht allein auf die Bildkünste mit seinem bekannten Diktum der „Kunstgeschichte nach Aufgaben“, sondern er erwähnte in seiner Vorlesung „Zur Einleitung in die Aesthetik der bildenden Kunst“ 1863 auch explizit die „Architectur nach Aufgaben“, eine für die Disziplin grundlegende Annäherung. Ihr war jedoch angesichts der methodischen Dominanz stilgeschichtlicher, morphologischer, strukturanalytischer und schließlich ikonographischer Ansätze kein Erfolg beschieden. Und dennoch prägte sich schon im Laufe des gesamten 19. Jahrhunderts in den Architekturgeschichten insbesondere der deutschsprachigen Forschung ein Terminologiekanon zu Bautypen aus, der noch immer weitgehende Gültigkeit beansprucht. So etwa bei

---

<sup>10</sup> Nicolaus Goldmann: Vollständige Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst ... vermehret von Leonhard Christoph Sturm, Wolfenbüttel 1696 (zweite Ausgabe Braunschweig 1699, dritte Ausgabe Leipzig 1708). Vgl. dazu auch: Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden (Ausst.-Kat., Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, hrsg. von Ulrich Schütte), Wolfenbüttel 1984, hier: S. 156 ff.

<sup>11</sup> Jacob Burckhardt: Aesthetik der bildenden Kunst (komm. u. hrsg. v. Irmgard Siebert), Darmstadt 1992, hier S. 83 ff.

den Arbeiten Karl Schnaases, Franz Kuglers, Wilhelm Lübkes oder Othmar Leixners, die bautypologische Begriffe von „Amphiprostylos“ bis zum „Zentralbau“ verwenden. Und Nikolaus Pevsner argumentiert sogar noch in der „History of Building Types“ in seiner „Introduction“ widersprüchlicherweise mit stilgeschichtlichen Kategorien statt mit funktional-typologischen. Beispielsweise ordnet er die Schlösser Ludwigs II. von Bayern mit stilgeschichtlichen Kategorien wie neoromanisch oder neobarock ein, statt auf die typologischen Erscheinungsformen abzuheben und deren komplexe Aussagekraft zu nutzen. Er verweist beispielsweise bei Neuschwanstein unverständlicherweise nicht auf den Bautypus Burg, bei Herrenchiemsee nicht auf das absolutistische Residenzschloss oder bei Linderhof nicht auf ein intimes Jagdschloss – den zugrundeliegenden Typen, die äußerst dichte kulturelle oder soziale Informationen transportieren.<sup>12</sup>

So stellt sich der Bautypus als ein bedeutungstragendes kulturelles Phänomen dar, das sich zwar selten ganz eindeutig bestimmen lässt, sich aber trotzdem als solches in das kollektive Gedächtnis einschreibt und das daher zu einer unverzichtbaren Kategorie der Architekturgeschichte wurde. Eben ganz so, wie es der Schriftsteller Italo Calvino in seinen berühmten „Unsichtbaren Städten“ literarisch zum Ausdruck brachte:

„Der Reisende, der die Stadt noch nicht kennt, die ihn an seinem Weg erwartet, fragt sich, wie wohl das Königsschloss sein wird, die Kaserne, die Mühle, das Theater, der Basar. In jeder Stadt des Imperiums ist jedes Gebäude anders und in anderer Weise angelegt; doch kaum erreicht der Fremdling die fremde Stadt und blickt mitten auf diesen Wald von Pagoden und Mansarden und Heuböden, folgt dem Gewirr von Kanälen, Gärten, Müllplätzen, dann merkt er sofort, was die Paläste der Fürsten sind, was die Tempel der Hohenpriester, das Gasthaus, das Gefängnis, das Gannoviertel.“

## Universitäten als Bauaufgabe

Obgleich die Universität trotz ihrer langen Geschichte bei Italo Calvino nicht genannt wird, führen eine ganze Reihe von Beispielen das Bauschema der frühen Colleges vor Augen. Dazu zählen das Merton Col-

---

<sup>12</sup> Nikolaus Pevsner: A History of Building Types, Princeton/N.J. 1976, hier S. 10 und 293.

lege aus dem 14. Jahrhundert in Oxford, das dortige Magdalen College vom Ende des 15. Jahrhunderts oder das Spanische Kolleg in Bologna vom Ende des 14. Jahrhunderts. Hier wurde eine exakt quadratische Anlage um einen zweigeschossigen Arkadenhof errichtet, obgleich das Grundstück eine andere, größere Form erlaubt hätte. Offensichtlich lag den Planungen ein ideelles Bauschema zugrunde, das sich aus der Entstehungsgeschichte der Kollegien aus klösterlichen oder klosterähnlichen Zusammenhängen, nicht zuletzt den Theologieschulen, erklären lässt. Im Laufe der Ausdifferenzierung der Universitäts-Disziplinen wurden die Kollegien schließlich sukzessive in die Universitätsstrukturen einbezogen. Der College-Gedanke in den angloamerikanischen Ländern setzte im Grunde diese Tradition fort – auch die relativ fest gefügte architektonische Tradition.

Die erste bauliche Ausdifferenzierung der Universitäten entstand dann etwa ab 1500 mit den unterschiedlichen Stiftungen oder den fürstlich und städtisch geförderten Universitäten, wie in Mitteleuropa üblich, die hier zu staatlichen Universitäten wurden – so nahezu alle mitteleuropäischen Universitäten wie auch Prag, Krakau oder Wien. Einzig die Leipziger Universität ging nicht auf fürstlichen Willen zurück, sondern auf Initiative der Lehrenden und Lernenden.

Die Universitätsbauten verteilten sich in der Regel innerhalb historisch gewachsener Städte auf verschiedene Bauten. Das repräsentative Zentrum jedoch war eine Zusammenfassung der Lehrgebäude, auf die dann meist der Begriff des Kollegiums nur übertragen wurde. Auch dienten aufgelassene Klöster den Universitäten zur Nutzung, so in Leipzig 1409 das Paulinerkloster, in Greifswald 1456 das Dominikanerkloster oder in Wittenberg das Augustinerkloster.

Nur dort, wo in Ermangelung eines disponiblen klösterlichen Baukomplexes und aus Platzgründen ein großer Neubau innerhalb eines mittelalterlichen Stadtgevierts ins Auge gefasst werden konnte, setzte sich auch der Gesamtbaugedanke durch, wie etwa im Laufe des 16. Jahrhunderts in Helmstedt, in Würzburg, Nürnberg-Altldorf oder etwas später in Rom die wegen ihrer Kirche berühmte Sapienzia, die in zwei Bauabschnitten errichtet wurde, einmal unter Giacomo della Porta, um 1580, und dann unter Francesco Borromini um 1650.

Meist jedoch war die architektonische Entwicklung engstens mit der städtebaulichen Entwicklung verzahnt und nur einzelne Universitätsbauten wurden in Abhängigkeit der vorgegebenen Binnenstruktur der Stadt errichtet. So nicht nur in Heidelberg oder Paris, sondern auch in Tübingen, das ein sehr gutes Beispiel für die Entwicklungsschübe der europäischen Universität und ihrer architektonischen Sichtbarkeit im Stadtgefüge seit dem 15. Jahrhundert darstellt. Zudem wurde Tübingens Universität im Gegensatz zu anderen Universitäten auch nicht Opfer großer Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges oder großer Brände.<sup>13</sup> Die Universitäts- und Kollegienbauten Tübingens prägten die Landesuniversität und die Stadt über mehrere Jahrhunderte. Noch heute ist der Baubestand, mit dem die Universität kontinuierlich seit ihrer Gründung im Jahr 1477 ausgestattet wurde, erhalten und wird wie in allen Jahrhunderten vorher von der Universität genutzt.



Abb. 3

<sup>13</sup> Detlef Lembke: Universitätsbau in Tübingen. Die Bauten der Universität in 500 Jahren; i. d. R. „Attempto“, Sondernummer: 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1477–1977, Nr. 61/62, 1977. Vgl. auch Ingrid Gamer-Wallert, Gabriele Steffen (Hg.): Tübingen. Eine Stadt und eine Universität, Tübingen 1995.

Zwei Baulichkeiten treten auf dem Merian-Kupferstich in diesem noch ganz mittelalterlich geprägten Stadtbild wegen ihrer charakteristischen Form deutlich hervor: das Schloss Hohentübingen und die Hauptkirche der Stadt, die Stiftskirche St. Georg, die beide mit der Universitätsgeschichte verbunden sind (Abb. 3). Die Stiftskirche spielte ihre Rolle bei der Universitätsgründung, denn ihr spätgotischer Chor – auch Grablege der württembergischen Herzöge – war zunächst zur Aula der neuen Universität bestimmt. Und das Schloss öffnete sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts für repräsentative Aufgaben der Universität und für Institute. Vor dem Hauptportal der Kirche liegt nach Westen zu ein kleiner Platz, in den vom Berg herab ein Sträßchen mündet, die Münzgasse. Hier sitzt das Herz der alten Universitätsanlage, denn auf der dem Neckar zugewandten Seite des Platzes thronen die Universitätsgebäude, die Alte Aula und daran anschließend im rechten Winkel einige verputzte Fachwerkhäuser.

Die Kleinteiligkeit täuscht etwas, denn die Bauten stehen an einer steilen Hangkante und wirken vom Neckarufer aus gesehen hoch aufragend – wie bei Merian annäherungsweise erkennbar. Am eindrucksvollsten ist dabei die Alte Aula mit ihren sieben Stockwerken, in deren Sockel die erste Universitätsbibliothek untergebracht war. Um sie herum, in Terrassen angelegt, der älteste Botanische Garten der Universität – heute leider ein meist ungenutzter Parkplatz. Die Alte Burse von 1477, auch *Contubernium academicum* (akademische Wohn-Gemeinschaft) genannt, stammt noch aus dem Gründungsjahr der Universität. Sie ist ihr wirklich ältester Bau. Die Bursa wurde angelegt für die Studenten der niederen Artistenfakultät, also zum Studium der Artes liberales, mit den getrennten Eingängen für die Nominalisten und Realisten – zwei philosophischen „Schulen“ des Universalienstreits. Hier, an der Burse, lernte und lehrte als Magister auch Philipp Melanchthon; der Bau diente zudem als Urform des Studentenwohnheims und wurde über die Jahrhunderte ohne Unterbrechung bis heute durch die Universität genutzt.

Im alten Augustinerkloster nebenan, ebenfalls hoch über dem Neckar gelegen, wurde sofort nach der Reformation 1534 das nunmehr traditionsreiche Evangelische Stift installiert. Zu den berühmten Stiftlern zählen unter anderen Johannes Kepler, Gustav Schwab, Eduard Mörike sowie das „Dreigestirn“ Hegel, Hölderlin und Schelling, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeitweise gemeinsam im Stift lebten und studierten.

Am Beispiel der früheren Baugeschichte der Universität Tübingen lassen sich die engen institutionellen und baulichen Verknüpfungen der Universität mit der Stadt zu verdeutlichen. Denn exemplarisch ist einmal die fürstliche Stiftung, die enge Anbindung an die Kirche, die bauliche Eingliederung in die Stadt sowie die Indienstnahme von Kollegien zur Sicherung der Ausbildung, vor allem der Geistlichkeit. Vergleichbare Kompositionen von Institutionen und Baustrukturen finden sich überall dort, wo Universitäten als Stiftungen in Städte integriert wurden: So – wie erwähnt – in Bologna, Oxford, Heidelberg, Wien oder Paris.

## **Historismus der Universitäten**

Erst durch die disziplinäre Aufspaltung der Wissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts einerseits, die Bevölkerungsentwicklung andererseits sowie drittens durch den zunehmenden Anteil bürgerlicher Studenten wurde die zweite große Welle von Universitätsgründungen oder -Erweiterungen notwendig. Die gleichzeitige und allenthalben zu beobachtende Ausweitung der Städte über ihre mittelalterlichen Mauern oder frühneuzeitlichen Befestigungsanlagen hinaus machten die Errichtung neuer öffentlicher Gebäude in vergrößerten Dimensionen entlang der sogenannten Grüngürtel oder Boulevards nötig und erst möglich. Zu diesen größeren öffentlichen Anlagen zählten auch die Universitäten:

Die Neuanlage der Universität Tübingen im Laufe des 19. Jahrhunderts an der Wilhelmstraße leitete das Aufblühen der Universität und mit der disziplinären auch die bauliche Differenzierung ein. Die Wahl des neuen Standortes im Ammertal resultierte aus der Erkenntnis, dass der enge, fast noch mittelalterliche Rahmen der bestehenden Universitätsgebäude nicht nur Unbequemlichkeiten mit sich brachte, sondern auch zu einer Gefahr für die Zukunft der Universität werden konnte. Das neue Universitätszentrum wurde zum Angelpunkt einer lang anhaltenden Bauperiode der Universität und der Stadt – und ist übrigens auch heute noch trotz der großen und entfernten Erweiterungen immer noch das Zentrum der Universität.

Die ersten Bauten nach 1871 formierten sich an der Wilhelmstraße um die Neue Aula: Botanik und Chemie, sowie etwas auf den Hügel zurückgesetzt die Klinischen Bauten. 20 Jahre später, um 1890, wurde die neue Anlage stärker verdichtet, vor allem um weitere Spezialkliniken, ein Tropicarium, eine Turnhalle sowie weitere Physikalische Institute ergänzt (Abb. 4).

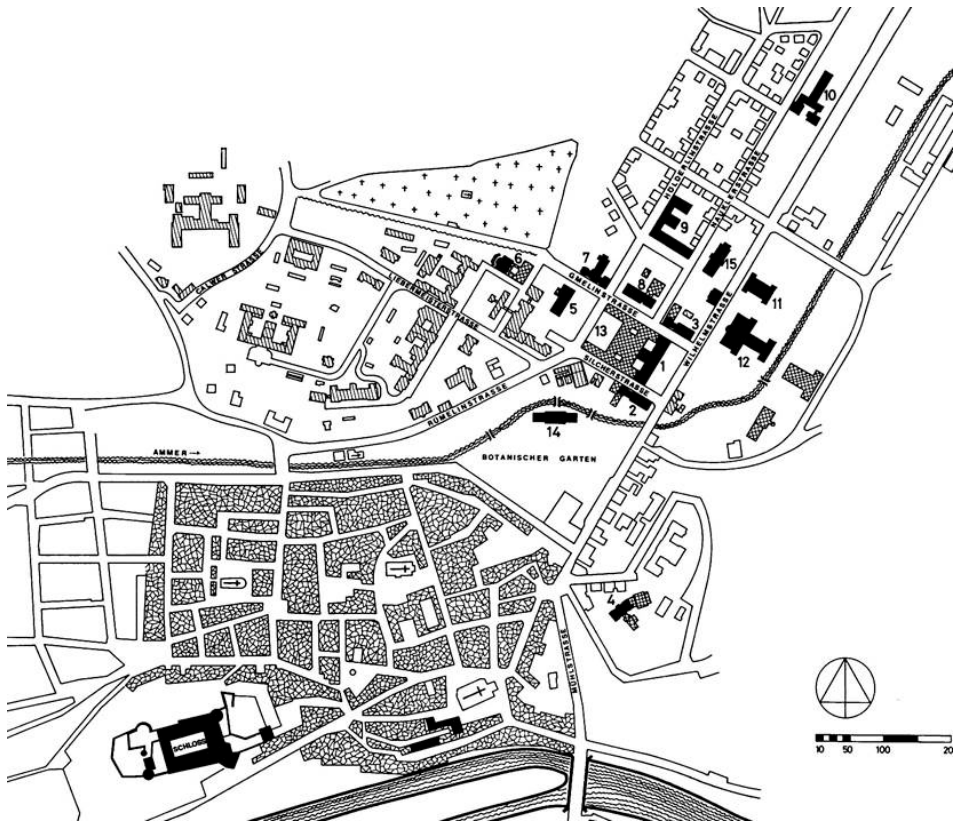


Abb. 4

Natürlich konnte die Gründergeneration der großen Erweiterungspläne ab der Mitte des 19. Jahrhunderts keine Vorstellung davon haben, wie außergewöhnlich sich der Geländebedarf der Universität innerhalb weniger Jahrzehnte, besonders nach dem Aufschwung durch die Reichsgründung, entwickeln sollte. Im weiteren Verlauf machte sich auch das Fehlen einer übergeordneten Bebauungsplanvorstellung bemerkbar. Denn der ursprünglich durchaus vorhandene geordnete Eindruck der Gesamtanlage ging bis um 1900 fast verloren.

Die Vergleichsbeispiele aus der Zeit der großen Universitätsgründungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts sind zahlreich und nicht unbekannt, so dass wenige Exempel genügen können:

Auch in Wien wurde ab 1877 der zentrale und beengte innerstädtische Universitätszusammenhang im Zuge der großen repräsentativen Ringstraßenkomplexe an den Rand der Innenstadt verlagert, wenn auch in etwas anderen Dimensionen als in Tübingen. Die Lage der neuen Universität im Verhältnis zur Stadt ist dabei aber durchaus miteinander vergleichbar. Während in Tübingen die Universität an der Ausfallstraße nach Stuttgart platziert wurde, konnte der Architekt der Votivkirche, Heinrich von Gerstel, in Wien in vergrößerten Dimensionen am neuen Ring-Boulevard planen.

In Berlin bezog die Universität das ursprüngliche Palais des Prinzen Heinrich, wie in Tübingen an einer Ausfallstraße, den Linden, obgleich an einer schon recht innenstadtnah gelegenen Stelle. Und auch in München wurde das Hauptgebäude der Universität 1840 von Friedrich von Gärtner ebenfalls an der Avenue zur Stadt hinaus, an der Ludwigstraße, der Bayerischen Via triumphalis Ludwigs I., im Zuge der großen Repräsentationsbauten errichtet.

Auch in Straßburg lag der neue Universitätscampus, der nach der Reichsgründung errichtet wurde, am Rand der Innenstadt, am sogenannten Fischertor, wo Bauflächen zur Verfügung standen, ebenso, verspätet, in Hamburg am Dammtor.

Grundsätzlich sind die großen Erweiterungskomplexe und Neubauten der Universitäten im Kontext der städtebaulichen Entwicklung vor 1900 dadurch gekennzeichnet, dass sie unmittelbar an die spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Innenstadtgrenzen, anschließen. Sie werden dort platziert, wo Boulevards, also Ringstraßen, oder Avenuen, also Ausfallstraßen, an die Innenstädte anschließen. Die unmittelbare Nähe der Universitäten zum Stadtkern gewährleistete außerdem das rasche Zusammenwachsen im Zuge der starken Stadtexpansion im Zeitalter der Industrialisierung.

Wenn wir dabei immer auch über den Bautypus sprechen, dann können wir bei den Hauptgebäuden die Tendenz zur Errichtung von palastähnlichen, repräsentativen Anlagen mit Vorhof, Halle, oft angedeuteter Dreiflügelanlage und überhöhtem Mittelrisalit erkennen (Abb. 5). Der Stil entspricht nicht nur dem jeweiligen Zeitstil oder den stilistischen Moden, sondern durchaus auch dem variierenden Kontext des Ortes, also einer gewollten historischen Bezugnahme, die sich aus dem kollektiven kulturellen Selbstbild ableiten lässt: Klassizismus in Berlin, Neo-Renaissance in Wien und der sogenannte Ludwigstraßen-Stil in München – einer historischen Varianz der Florentiner Frührenaissance.



Abb. 5

Die Nutzung der Bauten wird dabei allerdings nicht auf Antrieb ersichtlich, erscheint doch ein großes zentrales Empfangsgebäude, das repräsentativ in die Stadt wirkt, zunächst funktional entscheidend. Dazu gehören Funktionsräume, wie große Hörsäle, das Audimax und wichtige Verwaltungsräume – etwa für das Präsidium oder das Rektorat. Bei den Fachgebäuden der sich ausdifferenzierenden Naturwissenschaften sieht die Entwicklung durchaus vergleichbar, wenn auch nicht ganz so monumental und repräsentativ aus: Als der Chemiker August Wilhelm Hofmann 1864 die Berufung von London an die Universität Bonn erhielt, gab das den Anstoß, die beengten räumlichen Verhältnisse des Bonner chemischen Instituts zu beenden und einen Neubau zu planen. Nach den Vorschlägen von Hofmann entwarf Universitätsbaumeister August Dieckhoff den Institutsbau, der 1864–1867 ausgeführt wurde (Abb. 6).



Abb. 6

Das rechteckige Gebäude hat vier Flügel mit vier Innenhöfen. Der straßenzugewandte Haupttrakt ist zweigeschossig und wird von zwei leicht erhöhten, zweieinhalbgeschossigen Eckpylonen abgeschlossen. Die seitlichen und rückwärtigen Flügel waren ursprünglich eingeschossig. Der anderthalbgeschossige große Hörsaal war im breiten Längstrakt in der Mitte untergebracht. Der Haupteingang befand sich im östlichen Seitenflügel. Symmetrisch dazu befand sich im Westflügel das Zimmer des Institutsdirektors. Der klassizistische Baustil zeigt zahlreiche antikisierende Elemente und tempelartige Motive, die die Bedeutung und Würde des öffentlichen Gebäudes und die Bedeutung für die aufblühende Wissenschaft ausdrücken sollten.



Abb. 7

1878 bis 1884 wurde in Berlin das Hauptgebäude der Technischen Hochschule – heute TU – nach Entwürfen von Richard Lucae, Friedrich Hitzig und Julius Carl Raschdorff als wuchtiger Monumentalbau im Stil der italienischen Hochrenaissance errichtet (Abb. 7). Nach starken Weltkriegsschäden wurden drei der ursprünglich fünf Innenhöfe, die Seitenflügel und der rückwärtige Teil wiederaufgebaut, die Front mit dem massigen Portikus dagegen Anfang der 1950er Jahre abgerissen. Dass es sich hierbei um eine Universität handelt, kann nur verstanden werden, wenn die Komponenten Hauptstadt eines siegreichen Kaiserreichs, der größten

Universität dieser Hauptstadt, gründerzeitlicher Repräsentationswille einer Großmacht und Blüte des Historismus mitbedacht werden – Aspekte, die bei den meisten Universitätsbauten selbstverständlich nicht in Anschlag zu bringen sind.

Die im Gegensatz zu den großen Haupt- und fürstlichen Residenzstädten der Länder etwas verspäteten Bauten der Universitätsbibliotheken der Jahrhundertwende in den kleineren Universitätsstädten – seien dies jene in Erlangen oder in Tübingen (Abb. 8 und 9) – nehmen dagegen von der überaus wuchtigen, palastartigen Architektursprache Abstand. Der späte Jugendstil und mit ihm bürgerliche Sozialstrukturen wirkten sich hier daher architektonisch anders aus. Selbstverständlich im Maßstab noch angemessen repräsentativ, errichtete die Universität ihren Ansprüchen jedoch entsprechende, bei weitem weniger monumentale Bauten: Schauffassaden im Mischstil von



Abb. 8

klassischen Bauformen mit Elementen des Barock oder der Renaissance verbunden mit Jugendstilornamentik finden in den neuen Bautypen Verwendung, die auf den ersten Blick als repräsentative Stadtvilla oder Villa Suburbana erscheinen. Dass sich dahinter ausgedehnte Hallen, Lesesäle und sogar mehrflügelige Magazintrakte eröffneten, war dagegen nicht sofort ersichtlich. Damit konterkarierten sie tatsächlich das Prinzip des Bautypus, der seine Form seiner Funktion verdankt und diese dem Betrachter auf der Grundlage seines kulturellen Wissens vermittelt. Jedoch verliert dieses Prinzip mit der Moderne und im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend an Aussagekraft und normativer Bedeutung.



Abb. 9

# Der Architekt Friedrich Schmidt und das Erlanger Universitätsbibliotheksgebäude von 1913

*Clemens Wachter*

„Ein geheimer Zauber ganz eigener Art wob in dem alten Bau“, resümierte der Privatgelehrte Friedrich Karl Barth 1913 in einer Erinnerung an die Aura im soeben von der Universitätsbibliothek verlassenen Erlanger Schlossgebäude:

„Da gab es kleine Gemächer und große durch Säulen gegliederte Säle, welche die Phantasie mit den Gestalten längst vermoderter Menschen vergangener Zeiten bevölkerte. [...] So etwas intimes, abgeschlossenes eignete diesen Räumen, daß es ein Vergnügen war, stundenlang in ihnen zu verweilen, die gerade benötigten Bücher aus den Regalen herauszunehmen und sie an Ort und Stelle zu konsultieren. So still und friedlich war es, daß alle die kleinen Interessen des Alltags von einem abfielen und man in der Unterhaltung mit dem, der aus dem aufgeschlagenen Buche zu einem sprach, wohl die Welt da draußen ganz vergaß.“<sup>1</sup>

Es muss sich bei der Erlanger Universitätsbibliothek der vorigen Jahrhundertwende, vor Bezug ihres Neubaus 1913, in der Tat um eine recht modernisierungsbedürftige Institution gehandelt haben – auch die ehemalige Bibliotheksmitarbeiterin Eleonore Schmidt-Herrling erinnerte sich an eine geradezu mystische Atmosphäre im Erlanger Schloss:

„In den Bücherräumen gab es überhaupt weder Gas noch Strom. Sobald es dunkel war, hatte eben niemand dort etwas zu tun. Nur wenn vielleicht ein Geheimrat gegen Abend durchaus noch ein bestimmtes Buch begehrte,

---

<sup>1</sup> Fr[iedrich] Karl Barth: Die Erlanger Universitätsbibliothek. Einige Betrachtungen aus Anlaß der Einweihung des neuen Bibliotheksgebäudes, in: Fränkische Nachrichten vom 31.10. u. 3.11.1913. Sonderdruck, S. 9-10 (Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg (künftig: UBE) Hoo/Bblw117ua).

musste eine der gut verschlossenen Stallaternen in das Bücherhaus mitgenommen werden.“<sup>2</sup>

## Entwicklung der Erlanger Universität und ihrer Universitätsbibliothek

Mit anfangs 64 Immatrikulationen zählte die am 4. November 1743 durch Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth gegründete Erlanger Universität zu den kleineren Einrichtungen ihrer Art. Untergebracht war sie zunächst – und mit ihr die zeitgleich gegründete, anfangs nur über wenig Raum verfügende Universitätsbibliothek – in der ehemaligen Ritterakademie an der Hauptstraße.<sup>3</sup> Als 1769 nach dem Erlöschen der Bayreuther Linie das Fürstentum Brandenburg-Bayreuth mit dem Fürstentum Brandenburg-Ansbach in Personalunion regiert wurde, verbesserten sich auch die finanziellen Voraussetzungen, und zu Ehren des herrschenden Markgrafen Alexander, der ihr erster großer Förderer werden sollte, wurde die Universität noch im selben Jahr in Friedrich-Alexander(s)-Universität umbenannt. Mit dem Übergang an das preußische Königreich 1792, das französische Kaiserreich 1806 und schlussendlich das Königreich Bayern 1810 begann der Umbau der markgräflichen Universität zur modernen staatlichen Einrichtung – die Universitätsbibliothek verfügte zu diesem Zeitpunkt über etwa 38.000 Bände. Um diese Zeit konsolidierte sich auch die Studentenzahl bei etwa 400 Immatrikulierten.

Nachdem die seit 1764 in der Erlanger Nebenresidenz lebende Markgräfin-Witwe Sophie Caroline, die zweite Gemahlin des Universitätsgründers, verstorben war, erhielt die Universität 1818 durch Entscheidung des bayerischen Königs das – allerdings 1814 durch einen Brand zerstörte – Schloss, den Schlossgarten, die Orangerie und weitere ehemals markgräfliche Gebäude als Eigentum zugesprochen; bis heute stellen sie die zentralen innerstädtischen Universitätsgebäude dar. Zu dieser Zeit wuchs

---

<sup>2</sup> Eleonore Schmidt-Herrling: Bibliotheks-Erinnerungen, (Typoskript) Erlangen 1954, S. 7 (UBE Hoo/4°RarA30).

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Ilse Haeckel: Geschichte der Universitätsbibliothek Erlangen von 1792 bis 1844 (Schriften der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg 37), Erlangen 2000, S. 109-120.

auch die Zahl der Buchbestände der Erlanger Universitätsbibliothek auf etwa 80.000 an, da ihr die Bibliotheken der ehemaligen, 1809 aufgelösten Altdorfer Universitätsbibliothek übereignet wurden, wodurch sich die Platzreserven im alten Gebäude vollends erschöpften.

Das Erlanger Schloss<sup>4</sup> wurde zwischen 1821 und 1825 wieder aufgebaut. Da es vorrangig den Platzbedürfnissen der Universitätsbibliothek dienen sollte, mussten wegen des zu erwartenden Büchergewichtes im ersten Stock zusätzliche Säulen eingezogen werden, die heute noch dort vorhanden sind.



Abb. 1) Magazinraum der Universitätsbibliothek im Erlanger Schloss, um 1910, UBE

---

<sup>4</sup> Clemens Wachter: Das Erlanger Schloss. Von der markgräflichen Residenz zum Sitz der Zentralen Universitätsverwaltung (Kleine Schriften zu Kultur und Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität 1), Erlangen 2005, S. 30-35.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führten die fortschreitende Fächerdifferenzierung und die neuen medizinischen und naturwissenschaftlichen Forschungsbereiche zur Errichtung zahlreicher neuer Gebäude, die am Schlossgarten und im Bereich der Universitätsstraße ein repräsentatives akademisches Gebäudeensemble entstehen ließen. Augenfällige Bauwerke dieser Jahre sind die seinerzeitige Zoologie (1885), das Kollegienhaus (1889), die damalige Botanik (1892), die Anatomie (1897), die Pathologie (1906) und nicht zuletzt die Universitätsbibliothek (1913). Auch die Studentenzahlen erlebten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen starken Anstieg, so dass im Sommersemester 1890 erstmals die Tausender-Marke an Studierenden überschritten wurde. Erlangen lag mit diesen 1.006 Immatrikulierten aber immer noch zahlenmäßig hinter Berlin (4.537), München (3.551), Leipzig (3.177), Würzburg (1.612), Halle (1.563), Bonn (1.409), Tübingen (1.408), Breslau (1.289), Freiburg (1.254) und Heidelberg (1.089).<sup>5</sup>

Die Arbeitssituation im seit 1825 als Universitätsbibliothek genutzten Schloss erwies sich jedoch als nicht besonders zufriedenstellend – zumal die im Prinzip übernommene Grundrissaufteilung des höfischen Hauses für Bibliothekszwecke weitgehend ungeeignet war und eine zeitgemäße



Abb. 2) Katalograum der Universitätsbibliothek im Erlanger Schloss, um 1910, UBE

Logistik verhinderte. Beheizbar waren nur das Bibliothekarsbüro, die Registratur, ein Zeitschriftenraum und ein Lesezimmer. Auch die mangelhafte Beleuchtung im Schloss sorgte vor allem in den Wintermonaten für Unzulänglichkeiten. Die größten Probleme bereiteten aber die fehlenden Expansionsmöglichkeiten im Magazinbereich – wenn man für

---

<sup>5</sup> Franz Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 (Reprint Berlin 1994), S. 306.

die damaligen Verhältnisse überhaupt von einem Magazin sprechen mag und nicht vielmehr von einem beinahe unübersehbaren System von Sälen, Galerien, Räumen und Kammern. Bald nach Bezug des Schlossgebäudes war der Platz für die Bücher wieder ausgefüllt – woran die Großzügigkeit bei der Breite der Zwischengänge nicht unschuldig war. Ab den 1870er Jahren waren dann alle Freiräume mit Regalen vollgestellt und eine Expansion der Universitätsbibliothek auf absehbare Zeit unumgänglich – daran änderte auch nichts, dass die Universitätsbibliothek nach Fertigstellung des neuen Kollegienhauses 1889 alleinige Nutzerin des Schlossgebäudes wurde. Die beengten Räumlichkeiten führten schließlich zu vollgeladenen Galerien, die nur unter Lebensgefahr zu besteigende Bücherwände von bis zu fünf Metern Höhe bildeten; Zwischengeschosse waren aber in dem historischen Gebäude aufgrund der Fensteranordnung nicht einzuziehen. Deshalb war es unumgänglich, einen Neubau für die mittlerweile etwa 250.000 Bände an Monographien und Zeitschriften und circa 300.000 Dissertationen zu errichten.

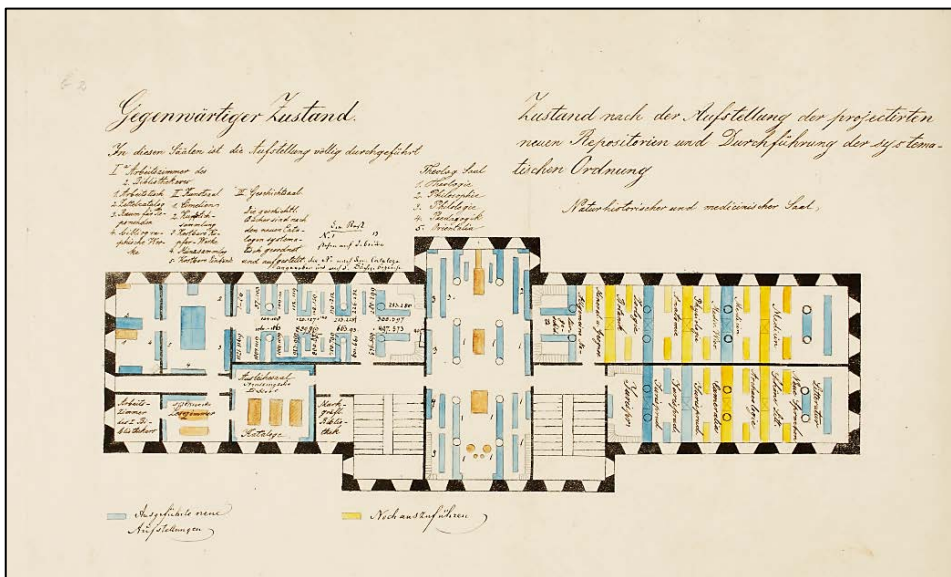


Abb. 3) Aufstellungsplan der Universitätsbibliothek im Erlanger Schloss, erstes Stockwerk, UBE

## Das neue Universitätsbibliotheksgebäude

Der entscheidende Anstoß für das neu zu errichtende Bibliotheksgebäude kam im April 1905, als der damalige Direktor der Erlanger Reifbräu, Johann Meyer, dem Ordinarius für Nationalökonomie Karl Theodor von Eheberg mitteilte, dass seine Brauerei mit der Helbig'schen zu fusionieren gedenke und deshalb das derzeitige Brauereigelände an der Universitätsstraße nicht mehr für die Produktion benötigt und entweder mit einer Mälzerei neu bebaut oder der Universität zum Ankauf angeboten werde.<sup>6</sup> Damit kamen die Planungen für einen Bibliotheksneubau, wenn auch mühsam, in Gang.



Abb. 4) Areal des Baus der Universitätsbibliothek vor Beginn der Bauarbeiten, im Vordergrund das Schulhaus am Luitpoldplatz (heutiger Hugentottenplatz), daran anschließend das Brauereigelände, links im Hintergrund das Kollegienhaus, um 1905, UBE

---

<sup>6</sup> Universitätsarchiv Erlangen-Nürnberg (künftig: UAE) A4/7 Nr. 67: Karl Theodor von Eheberg an den Verwaltungsausschuss der Universität, 6.6.1905. – Zur Brauereigeschichte vgl. Jochen Buchelt: Henninger-Reifbräu, in: Christoph Friederich / Bertold Frhr. von Haller / Andreas Jakob (Hg.): Erlanger Stadtleikon, Nürnberg 2002, S. 359.

Eine der ersten Amtshandlungen des im Frühjahr 1907 neu berufenen Universitätsbauinspektors Friedrich Schmidt war die Anfertigung einer Statischen Berechnung über den Bauzustand der Bibliotheksräume im Erlanger Schloss. Schmidt kam zu dem wahrhaft horrenden Ergebnis, dass bei der gegenwärtigen Auslastung das baupolizeilich zulässige Maß um das Sechsfache überschritten sei und sich die Deckenbalken bereits auf die freitragende Länge von 6,20 Metern von Säule zu Säule um 14 cm durchbogen – dies verdeutlichte die Notwendigkeit, den Bibliotheksneubau voranzutreiben.<sup>7</sup>

Nach langen Verhandlungen wurde schließlich am 24. August 1910, in dem Jahr, in dem man das hundertjährige Jubiläum der Zugehörigkeit zum Königreich Bayern feierte, das Brauereigrundstück sowie zusätzlich zur Arrondierung ein kleineres anschließendes angekauft.<sup>8</sup> Man hatte sich

109		Rechnung		Berechnet werden für				21			
1910/11		1912		1913/14		Zusammen		Bemerkungen			
Kor.		Kor.		Kor.		Kor.					
<u>Teil I. Einnahmen.</u>											
I	Bauzuschüsse			99.328	1.172.100	322.000	773.328				
I	Übrige Einnahmen			12.160.177	1.742.800	-	13.902.977				
Summe der Einnahmen				111.488.497	2.914.900	322.000	797.328				
<u>Teil II. Ausgaben.</u>											
I	Ein Ankaufung des Grundstücks für Zwecke des Fremden			5.285.000	-	-	5.285.000				
<u>Stärken des Neubaus</u>											
1	Lohnungen mit Provisionen, zum Vergüteln d. Bauführer			4.464.45	5.940.00	8.664.12	19.068.57				
2	Lohnungen mit Provisionen zum Aufrechterhalten d. Baugrubens			571.74	2.091.00	7.007.77	10.660.51				
3	Lohn mit Lieferungen Baumaterialien			100.07	11.10	2.091.00	2.202.17				
4	Lohnungen für die Baugrubensarbeiten			2.202.17	115.270.00	14.700.00	118.172.17				
5	Lohnungen für die Baugrubensarbeiten			17.150.71	192.500.00	117.000.00	301.650.71				
Summe Cat. I				107.011.24	2.351.710.00	148.461.92	2.507.183.16				
I	Stärken der neuen Einrichtung			-	-	-	117.000.00				
II	Übrige Ausgaben			3.491.93	440.00	8.200.00	12.131.93				
Summe der Ausgaben				110.503.17	2.352.150.00	156.661.92	2.619.325.09				
<u>Abschluss</u>											
Einnahmen: 797.328 97 7				Ausgaben: 12.131 93 7							
Rest: -				Rest: -							


Erlangen, den 15. März 1915.  
 Dr. Schmidt, Bauinspektor  
  
 Schmidt

Abb. 5) Schlussrechnung zum Bau der Universitätsbibliothek, 15. März 1915, UAE

<sup>7</sup> UAE A4/7 Nr. 67: Baugutachten von Friedrich Schmidt, 2.10.1907.

<sup>8</sup> UAE A4/7 Nr. 67: Notariatsvertrag, 24.8.1910.

für dieses Areal zwischen Universitätsstraße, Schuhstraße und Unterer Karlstraße und gegen andere in Vorschlag gebrachte Grundstücke entschieden, da das neue Bibliotheksgebäude möglichst zentral beim Kollegienhaus errichtet werden sollte. Eine damals bereits angedachte spätere Erweiterung unter Einbeziehung des Schulhauses am Luitpoldplatz, dem heutigen Hugenottenplatz, sollte jedoch nicht zur Ausführung kommen. Die Grundsteinlegung fand in schlichter Form am 14. März 1911 statt;<sup>9</sup> in den folgenden zweieinhalb Jahren wurde dann das Bibliotheksgebäude für insgesamt 759.000,97 Mark erstellt.<sup>10</sup>

Treibende Kraft bei der Errichtung des Bibliotheksneubaus war der damalige Vorsitzende der Bibliothekskommission Elias von Steinmeyer, Ordinarius für Deutsche Sprache und Literatur.<sup>11</sup> Am 4. November 1913, dem 170. Gründungstag der Universität, konnte das Bibliotheksgebäude schließlich eröffnet werden. Gegenüber den vorherigen Zuständen war nun das neue repräsentative Gebäude ein Aushängeschild für die Universität;<sup>12</sup> Kernstück war ein sich über zwei Stockwerke erstreckender Lesesaal in zeitgenössischer, dem Jugendstil entlehnter Ausstattung. Elias von Steinmeyer steuerte zur Einweihung – statt einer Gebäudefestschrift – ein

---

<sup>9</sup> Dieses Datum ist – im Gegensatz zu einigen abweichenden Angaben in der Sekundärliteratur – verbürgt in: UAE A4/7 Nr. 71: Aktennotiz Friedrich Schmidt, 14.3.1911. Der Akt enthält einen Abdruck der Grundsteinlegungsurkunde, ursprünglich datiert auf 12.3.1911, dann geändert auf 11.3.1911.

<sup>10</sup> UAE F3/25 Nr. 37: Rechnungsabschluss, 15.3.1915.

<sup>11</sup> Zu Elias von Steinmeyer vgl.: Die Professoren und Dozenten der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen 1743-1960. Teil 3: Philosophische Fakultät, Naturwissenschaftliche Fakultät, hg. v. d. Universitätsbibliothek, bearb. von Clemens Wachter unter Mitwirkung von Astrid Ley und Josef Mayr (Erlanger Forschungen, Sonderreihe Bd. 13), Erlangen 2009, S. 218-219.

<sup>12</sup> Der Neubau wurde in einigen Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträgen gewürdigt, vgl. beispielsweise Barth: Universitätsbibliothek (wie Anm. 1); Hugo Seeger: Die neue Universitätsbibliothek in Erlangen, in: Illustrierte Zeitung [Leipzig] Nr. 3673 (Bd. 141) vom 20.11.1913, S. 921-924 (Abb. S. 918-919); H[ugo] S[eege]r: Das neue Bibliotheks-Gebäude der Universität Erlangen, in: Münchner Illustrierte Zeitung, Süddeutsche Woche 6 (1913), Nr. 47 vom 23.11.1913, S. 745; Von dem neuen Gebäude der Universitätsbibliothek in Erlangen, in: Illustrierte Weltanschauung. Sonntags-Beilage zum Heidelberger Tageblatt Nr. 10, Jg. 1913, S. 3; G. St.: Die neue Universitätsbibliothek in Erlangen, in: Süddeutsche Bauzeitung 24 (1914), Nr. 20 vom 16.5.1914, S. 153-156.

gedrucktes Repertorium der jüngeren Handschriften als Festgabe bei.<sup>13</sup> Er war der tatsächliche Entscheidungsträger und weniger der eigentliche Bibliotheksfachmann vor Ort, Oberbibliothekar Markus Zucker. Um sich über die aktuellen Baudiskussionen zu informieren, hatten Friedrich Schmidt und Elias von Steinmeyer 1908 (bezeichnenderweise ohne Oberbibliothekar Zucker) eine Studienreise zur Besichtigung zeitgenössischer Bibliotheksbauten in anderen Städten unternommen.<sup>14</sup> Sie zeitigte beim neuen Erlanger Bibliotheksgebäude eine strenge Trennung von Verwaltungs- und Magazinbau mit nur einer schmalen Verbindung zwischen beiden Trakten. Diese Aufgliederung in den Bereich des Sammelns (Magazintrakt) und des Benutzens (Verwaltungstrakt) ist besonders sichtbar am Gebäuderücksprung mit einem kleinen Innenhof im Bereich des sogenannten Beamtenturms. Die Umsetzung dieser Idee einer strikten Trennung wurde aber auch durch einen damals gepflegten, heute unvorstellbaren Usus begünstigt, wie die Bibliothekskommission bei den Planungen festhielt:

„Da die Dozenten das Recht besitzen, in die Büchersäle zu gehen und dort sich selbst Bücher auszusuchen, muß der einzige ständige Zugang zum Magazin im Ausleiheraum sich befinden: nur so läßt sich der Gefahr vorbeugen, daß Bücher entlehnt werden, ohne daß der Entleiher über sie einen Schein ausgestellt hat.“<sup>15</sup>

---

<sup>13</sup> [Elias von Steinmeyer]: Die jüngeren Handschriften der Erlanger Universitätsbibliothek. Anlässlich der Einweihung des neuen Bibliotheksgebäudes verzeichnet, Erlangen 1913.

<sup>14</sup> Vgl. zum Folgenden Josef Mayr / Ute Mengels: Die Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg. Ein Führer durch das historische Gebäude (Kleine Schriften zu Kultur und Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität 2), Erlangen 2005; Hans-Dieter Nägelke: Hochschulbau im Kaiserreich. Historische Architektur im Prozeß bürgerlicher Konsensbildung, Kiel 2000, S. 307-309; Carl-Matthias Lehmann: Geschichte der Universitätsbibliothek Erlangen von 1844 bis 1924. Organisation, Bestand und Benutzung (Schriften der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg 30), Erlangen 1996, S. 207-221; Michaela Walther: Die alte Universitätsbibliothek Erlangen (1910-13) von Dr. Friedrich Schmidt unter besonderer Berücksichtigung funktionaler Architektur am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Bd. 1 (Textband). Bd. 2 (Bildband), Erlangen-Nürnberg (Magisterarbeit) 1986 (UBE H60/D1428z[1,2]).

<sup>15</sup> UAE A4/7 Nr. 71: Stellungnahme der Bibliothekskommission, 18.6.1909.

Der Magazintrakt war einer der ersten Bauten in Erlangen, dessen Innenkonstruktion mittels Stahl ausgeführt wurde. Die Zwischendecken bestehen aus Eisenblechplatten, die mit einer Beton- und Linoleumauflage beschichtet sind. Die Regalanlage ist selbsttragend konstruiert, und bei den Regalen handelt es sich um die damals hochmodernen Lipmangestelle, welche sich auch im beladenen Zustand verstellen lassen. Architektonisch ist das Bibliotheksgebäude ein typisches Bauwerk des ausgehenden Historismus, wie beispielsweise angesichts des stilpluralistischen monumentalen Treppenhauses deutlich wird. Es verzichtet auf avantgardistische Formensprache, greift (etwa bei den im Inneren häufig verwendeten Stuckdecken und der Birkenholztafelung des Dozentenlesesaals) auf bürgerliche Repräsentationsarchitektur zurück und verwendet zwar moderne Bauweise und Materialien, die aber für den Betrachter nicht augenfällig sein sollten.



Abb. 6) Lipmangestelle im Magazintrakt des Baus der Universitätsbibliothek, 2005, UBE

Bei der organisatorischen Konzeption des Gebäudes wurde zukunftsweisend ein fotografisches Atelier für Reproduktionsaufnahmen, die für die Paläographie und Urkundenforschung wichtig geworden waren, eingeplant. Außerdem setzte Friedrich Schmidt gegen Widerstände einen eigenen Ausstellungssaal für die Präsentation der damals so bezeichneten Kupferstichsammlung durch.

Freilich zeitigte das neue Bibliotheksgebäude auch problematische Seiten.<sup>16</sup> So sollte sich die äußerst gestreckte Form als schwierig erweisen, da sich dadurch ein sehr langer Weg zwischen dem Haupteingang im Osten

---

<sup>16</sup> Siehe hierzu ausführlich als zeitgenössische Stellungnahme 1954 den damaligen Direktor der Universitätsbibliothek Fritz Redenbacher: Das Gebäude der Universitätsbibliothek Erlangen, in: Heinrich Roloff (Hg.): *Bibliothek. Bibliothekar. Bibliothekswissenschaft*. Festschrift Joris Vorstius zum 60. Geburtstag dargebracht, Leipzig 1954, S. 232-251.

und der damaligen Ausleihe am Westende des Verwaltungsbaus ergab. Diese Position des Haupteingangs (denkbar wäre auch die Lage an der Nordfront anstelle des Beamtenturms gewesen) hatte man festgelegt, um nicht die Arbeitenden durch den Lärm aus dem angrenzenden Schulhaus mit seinen Musikräumen und dem Pausenhof zu belästigen. Von Friedrich Schmidt sind noch zwei weitere Entwürfe für andere Bauplätze überliefert, die einen mehr quadratischen Grundriss aufwiesen (Areal Schuhstraße/Henkestraße/Südliche Stadtmauerstraße und Areal Bohlenplatz/Raumerstraße/Waldstraße), aber vom Kollegienhaus der Universität zu weit entfernt gelegen waren.<sup>17</sup>

Als weiteres Problem wurde der Lesesaal betrachtet. Er erwies sich als sehr dunkel, und die umfangreichen Handapparate in den Kojen der Galerien, bei Eröffnung des Bibliotheksgebäudes als Markstein gepriesen, konnten von der Aufsicht nicht überwacht werden, weshalb viele Bücher daraus entwendet wurden. Ein teilweiser Deckeneinsturz 1952 wurde schließlich zum Anlass genommen, die Lesesaalgegebenheiten zu überdenken, aber erst 1962 wurde der Saal horizontal unterteilt und ein neuer Lesesaal im oberen, zweiten Geschoss eingerichtet.<sup>18</sup> Unter dieser Umbaumaßnahme, durch die die Ausstattung des Lesesaals verloren ging, litt freilich die Nordfassade



Abb. 7) Lesesaal im Bau der Universitätsbibliothek von Osten, 1913, UBE

<sup>17</sup> UAE A4/7 Nr. 71: Projektzeichnungen von Friedrich Schmidt, Juli 1908. – Zur Diskussion um die Standortfrage vgl. ausführlich Hannelore Petz-Gebauer: Zur Baugeschichte der Erlanger Universitätsbibliothek, in: Bernhard Sinogowitz (Hg.): Aus der Arbeit des Bibliothekars. Aufsätze und Abhandlungen. Fritz Redenbacher zum 60. Geburtstag dargebracht (Schriften der Universitäts-Bibliothek Erlangen 4), Erlangen 1960, S. 149-162.

<sup>18</sup> Staatliches Bauamt Erlangen-Nürnberg, Gebäudeakt 21.

des Gebäudes, da die bisherigen Rundbogenfenster durch Rechteckfenster ersetzt wurden, welche in ihrer Anordnung überdies auf die neue Zwischendecke Bezug nehmen mussten. Trotzdem handelt es sich bei dem Bibliotheksbau aber nach wie vor um eines der schönsten, inzwischen denkmalgeschützten Gebäude der Universität, das seit Eröffnung des gegenüberliegenden Ergänzungsbaus 1974 nicht mehr die gesamten, stetig gewachsenen Benutzungsabläufe bewältigen muss.

## **Friedrich Schmidt als Vorstand des Erlanger Universitätsbauamtes**

Der Architekt des Bibliotheksgebäudes Friedrich Ludwig Karl Schmidt wurde am 23. März 1879 als Sohn des Studienlehrers und späteren Schweinfurter Gymnasialrektors Dr. Friedrich Schmidt und seiner Ehefrau Ida, geborene Hubel, in Bayreuth geboren.<sup>19</sup> Er war evangelisch-lutherischen Bekenntnisses und besuchte Volksschulen in Bayreuth und München. Nach der Schulzeit am humanistischen Maximiliansgymnasium in München von 1888 bis 1897 studierte er an den Technischen Hochschulen in München, wo er Schüler Friedrich von Thierschs war, und Charlottenburg von 1897 bis 1901. Im letzteren Jahr absolvierte er die Diplomprüfung für Hochbau an der Technischen Hochschule München und genügte anschließend seiner Pflicht als Einjährig-Freiwilliger. 1902 trat Schmidt als Staatsbaupraktikant und -assistent in den bayerischen Staatsbaudienst in Bayreuth ein, legte 1905 das Staatsexamen für den höheren Staatsbaudienst (Hochbau) ab und war von 1905 bis 1906 Regierungsbaumeister am Landbauamt Eichstätt und von 1906 bis 1907 in gleicher Eigenschaft am Landbauamt Würzburg. Am 18. Oktober 1906 heiratete er die 1884 geborene Katharina Marie Eleonore Albert.

---

<sup>19</sup> Biographische Daten aus: Bundesarchiv Berlin (künftig: BArch) R4901/13275: Kartei aller Hochschullehrer; BArch R9361/1/3126: Parteistatistische Erhebungsbögen; BArch PK (BDC) Schmidt Friedrich 23.3.1879: NSDAP-Mitgliederkartei; UAE A2/2 Nr. S 38. Im Historischen Archiv der Technischen Universität München ist keine Studentenakte vorhanden (frdl. Auskunft von Frau Margot Fuchs, Historisches Archiv der Technischen Universität München, vom 1.10.2013). – Siehe auch: Die NN gratulieren, in: Nürnberger Nachrichten. Ausgabe Erlangen vom 21.3.1949; Ministerialdirigent a. D. Dr. Schmidt †, in: Erlanger Tagblatt vom 18.4.1951.

Am 1. März 1907 wurde Friedrich Schmidt zum Universitätsbauinspektor und Vorstand der am 25. Februar 1907 errichteten Erlanger Universitätsbauinspektion ernannt, die ab 1908 die Bezeichnung Universitätsbauamt führte.<sup>20</sup> Schmidt wurde damit hauptamtlicher Nachfolger von Friedrich Wilhelm Scharff (1845-1917), der, im Hauptberuf Lehrer an der Bauwerkschule in Nürnberg, seit 1889 als nebenamtlicher Universitätsarchitekt beschäftigt gewesen war und für das Kollegienhaus sowie in der Folgezeit für die Erlanger Universitätsneubauten in der Regel verantwortlich gezeichnet hatte.<sup>21</sup>

Friedrich Schmidt, der am 1. Juni 1910 zum Universitätsbauassessor ernannt wurde, residierte mit dem Universitätsbauamt zunächst im Westflügel der Orangerie und zog 1911 in die Untere Karlstraße 2 um. Wie den wenigen überlieferten Personalunterlagen zu entnehmen ist, war er an den aktuellen Diskussionen im Bauwesen sehr interessiert und ließ sich beispielsweise einen ausführlichen dienstlichen Besuch der großen Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911 genehmigen.<sup>22</sup>

Mit einer Arbeit über „Die Entstehung der Neustadt Erlangen und die Erbauung des markgräflichen Schlosses“ mit dem Extraordinarius für Neuere Kunstgeschichte Friedrich Haack als Gutachter wurde Friedrich Schmidt unter Urkundendatum vom 1. Februar 1913 mit dem Prädikat magna cum laude von der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen zum Dr. phil. promoviert. Das Rigorosum mit dem Hauptfach Kunstgeschichte und den Nebenfächern Geologie und Geographie hatte zwar bereits am 28. Juli 1910 stattgefunden,<sup>23</sup> wegen der dienstlichen Belastung konnte die Dissertation aber erst 1912 gedruckt werden;<sup>24</sup> sie wur-

---

<sup>20</sup> Das Universitätsbauamt ging am 1. Januar 2006 in dem neu gegründeten Staatlichen Bauamt Erlangen-Nürnberg auf.

<sup>21</sup> UAE A4/8 Nr. 40. – Zu Schmidts Vorgänger Scharff vgl. UAE A2/2 Nr. S 29; Andreas Jakob: Scharff, Friedrich Wilhelm, in: Friederich / von Haller / Jakob: Stadtlexikon (wie Anm. 6), S. 606-607.

<sup>22</sup> UAE A4/8 Nr. 40: Reisegenehmigung, 9.10.1911.

<sup>23</sup> UAE C4/3b Nr. 3262.

<sup>24</sup> Friedrich Schmidt: Die Entstehung der Neustadt Erlangen und die Erbauung des markgräflichen Schlosses (Dissertation), Erlangen 1912.

de textgleich mit verändertem Titel und Tafelanhang 1913 in der von Friedrich Haack herausgegebenen Reihe „Beiträge zur Fränkischen Kunstgeschichte“ nochmals verlegt – ein Beleg für die inhaltliche Relevanz der Arbeit.<sup>25</sup> Als Ergänzung dieser Schrift publizierte Friedrich Schmidt zusammen mit Ernst Deurerlein als siebten Band der Neuen Folge der gleichen Reihe 1936 das Werk „Die höfischen Barockbauten zu Christian Erlang“, in der die in seiner Dissertation ausgespart gebliebenen Gebäude behandelt wurden.<sup>26</sup>

## Die Bautätigkeit von Friedrich Schmidt in Erlangen

Abgesehen vom Bibliotheksgebäude zeichnete Friedrich Schmidt für zahlreiche kleinere Bauprojekte verantwortlich (beispielsweise für Isoliergebäude der Kinderklinik und der Medizinischen Klinik 1909) sowie für zwei weitere große Neubauten: die Hals-Nasen-Ohren-Klinik (Waldstraße 1) und das Institut für Angewandte Chemie (Schuhstraße 19). Für die Hals-Nasen-Ohren-Klinik legte Schmidt die Pläne 1913 vor; das Projekt wurde 1914 bewilligt und noch im gleichen Jahr begonnen. Bereits im Juni 1914 wurde der Dachstuhl aufgestellt und das Klinikgebäude 1916 übergeben.<sup>27</sup> Mit der Errichtung des Instituts für Angewandte Chemie wurde ebenfalls noch im Jahr des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges begonnen; die Fertigstellung verzögerte sich aber aufgrund der kriegsbedingten Schwierigkeiten, so dass das Gebäude (nach Vollendung des Rohbaus 1916) erst im Oktober 1920 bezogen werden konnte.<sup>28</sup>

Ein weiteres gewichtiges Bauprojekt Friedrich Schmidts war der Umbau des Erlanger Schlosses. Mit der Einweihung des Bibliotheksneubaus

---

<sup>25</sup> Friedrich Schmidt: Die Entstehung der Neustadt Erlangen (Beiträge zur Fränkischen Kunstgeschichte 4), Erlangen 1913.

<sup>26</sup> Friedrich Schmidt / Ernst Deurerlein: Die höfischen Barockbauten zu Christian Erlang (Beiträge zur fränkischen Kunstgeschichte NF 7), Erlangen 1936.

<sup>27</sup> UAE A4/7 Nr. 63.

<sup>28</sup> UAE A4/7 Nr. 70. – Vgl. auch M[ax] Busch: Das neue Institut für angewandte Chemie der Universität Erlangen, in: Zeitschrift für angewandte Chemie 38 (1925), S. 533-636; Nägelke: Hochschulbau (wie Anm. 14), S. 309-310.

1913 wurden die dort bislang von der Universitätsbibliothek genutzten Räume frei, und das Schloss wurde zum Sitz der Universitätsverwaltung mit Räumen für den Prorektor, die Kanzlei, den Syndikus und die Registratur bestimmt. Schmidt erarbeitete hierfür im November 1911 die ersten Planskizzen.<sup>29</sup> Die Umbaumaßnahmen nach Auszug der Universitätsbibliothek waren bereits zum Großteil beendet, als der Erste Weltkrieg ausbrach und der Akademische Senat aus diesem Anlass am 7. August 1914 beschloss, den für Oktober 1914 geplanten Umzug der Seminare und Verwaltungsstellen in das Schlossgebäude auf unbestimmte Zeit zurückzustellen.<sup>30</sup> Im September 1914 wurde das Schloss – wie auch das Kollegienhaus – für Zwecke eines Reservelazaretts requiriert und ein Teil des Schlossgartens zwischen Schloss und Kollegienhaus als Freigelände für die Verwundeten eingezäunt. Die Hoffnung auf eine vorzeitige Freigabe des Schlosses während des Krieges erfüllte sich nicht, und erst nach Kriegsende erfolgte im Dezember 1918 die Räumung des Schlosses und des Kollegienhauses. Zum 1. Februar 1919 nahm das Schloss schließlich die Hochschulleitung, die Verwaltungsstellen der Universität und einen Teil der Seminare auf.

Dies illustriert den wesentlichen Einschnitt, den sich Friedrich Schmidt in seiner Erlanger Laufbahn ausgesetzt sah: die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges, welche die Durchführung weiterer großer Bauprojekte nach dem Bibliotheksgebäude tiefgreifend erschwerten. Während die Aufstellung des Dachstuhls der Hals-Nasen-Ohren-Klinik im Juni 1914 noch zu Friedenszeiten erfolgt war und bei Ausbruch der Kriegshandlungen der Umbau des Schlosses bis auf die Malerarbeiten und die Innenausstattung fast fertiggestellt werden konnte, wurde der Bau des Instituts für Angewandte Chemie erst danach, am 3. November 1914, wenigstens noch begonnen, sollte dann aber nur noch „langsam fortgeführt“ werden.<sup>31</sup> Zumindest erhielt Schmidt mit Ministerialentschließung vom 19. Dezember 1914 aufgrund der Arbeitsbelastung eine Neubaulage gewährt, die aus der Einsparung am Gehalt der Universitätsbauamtsstelle finanziert wurde.

---

<sup>29</sup> UAE A4/8 Nr. 43: Planskizzen von Friedrich Schmidt, 20.11.1911.

<sup>30</sup> UAE A4/8 Nr. 43: Beschluss des Akademischen Senats, 7.8.1914.

<sup>31</sup> UAE A4/8 Nr. 65: Bericht des Universitätsbauamtes, 12.11.1914.

Friedrich Schmidt wurde bereits 1914 zum Kriegsdienst eingezogen und war zunächst Batteriechef, später, 1918, Bataillonskommandeur und somit über lange Zeit nicht in Erlangen anwesend. Folglich war er nicht befasst mit den Plänen zu einer (in seiner Amtszeit auch nicht verwirklichten) Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten.<sup>32</sup> Ebenso ein Fehlschlag war in diesen Jahren das Projekt einer Psychiatrischen Klinik. Schmidt erarbeitete im Feld zwar einige Planskizzen, die aber durch den Ordinarius für Psychiatrie Gustav Specht als völlig unzureichend bewertet wurden – was nicht weiter verwundert, da Schmidt diese Zeichnungen an der Front ohne jedwede Unterlagen erarbeitet hatte. Syndikus Hans Rhomberg sah sich schließlich genötigt, für Schmidts Leistung einzutreten unter Verweis darauf, die Pläne seien nun einmal „in der Unruhe des Frontdienstes entworfen“ worden. Eine Umarbeitung scheiterte an der Nichtgenehmigung der Beurlaubung vom Heeresdienst.<sup>33</sup>

## Friedrich Schmidts weitere Laufbahn

Eine Skizze des weiteren Lebensweges Friedrich Schmidts zu erstellen, erwies sich als schwierig. Abgesehen davon, dass eine diesbezügliche Personalakte nicht überliefert ist,<sup>34</sup> stellt es sich freilich nicht immer als einfach dar, das Erscheinen des Namens „Schmidt“ in der Aktenüberlieferung zweifelsfrei einer Person zuzuordnen. Trotzdem ließen sich, insbesondere aus den Sachakten des Bundesarchivs, einige Merkmale seiner weiteren Tätigkeit festmachen.

---

<sup>32</sup> UAE A4/7 Nr. 74.

<sup>33</sup> UAE A4/7 Nr. 72: Prorektor Bernhard Kübler an das Kultusministerium, Notiz Hans Rhomberg, 3.1.1917.

<sup>34</sup> Der 1920 zur Weiterführung an das Reichsarbeitsministerium abgegebene Personalakt der Erlanger Universität ist im Bundesarchiv nicht überliefert (vgl. die Erlanger Restakte: UAE A2/2 Nr. S 38).

Friedrich Schmidt, ausgezeichnet mit der Prinzregent Luitpold-Medaille und der Ludwigs-Medaille für Wissenschaft und Kunst in Gold, erhielt am 28. Dezember 1919 den Titel und Rang eines Universitäts-Bauamtmanns. Infolge der Ernennung des Nürnberger Oberbürgermeisters Otto Geßler zum Reichsminister für Wiederaufbau im Oktober 1919<sup>35</sup> berief dieser Friedrich Schmidt als Bauamtmann in sein Ministerium, und mit Wirkung vom 1. Januar 1920 wurde Schmidt aus dem bayerischen Staatsdienst entlassen. Mit Datum vom 6. Februar 1920 – Schmidt ist Anfang 1920 in Berlin im Hospiz am Askanischen Platz nachweisbar – liegt jedoch ein archivalischer Beleg dafür vor, dass er sich um eine weitere Verwendung im Reichsarbeitsministerium bewarb.<sup>36</sup> Noch im gleichen Jahr wurde er dort Ministerialrat (ab 1. April 1921 Oberregierungsrat) und stieg zum Hauptreferenten für Wohnungs- und Siedlungswesen auf.

Nachhaltig wirkte Friedrich Schmidt insbesondere im Rahmen der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen. Diese war am 14. März 1931 durch Reichsarbeitsminister Adam Stegerwald als privatrechtliche Stiftung errichtet worden und löste die Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen ab. Friedrich Schmidt wurde zusammen mit dem ebenfalls im Reichsarbeitsministerium tätigen Oberregierungsrat Werner Meier zu Liquidatoren der Reichsforschungsgesellschaft und zu Vorständen der neu gegründeten Stiftung bestellt.<sup>37</sup> Die Stiftung hatte die Aufgabe, bautechnische Versuchssiedlungen und Publikationen zur Bauforschung zu finanzieren und bei der Entwicklung von Normen und Gütevorschriften mitzuwirken. Sie ging 1943 in die Deutsche Akademie für Wohnungswesen über.<sup>38</sup>

Die von Friedrich Schmidt und Oberregierungsrat Werner Meier verantworteten Tätigkeitsberichte der Stiftung zur Förderung von Baufor-

---

<sup>35</sup> Martina Bauernfeind: Geßler, Otto Karl, in: Michael Diefenbacher / Rudolf Endres (Hg.): Stadtleikon Nürnberg, Nürnberg 1999, S. 355.

<sup>36</sup> UAE A2/2 Nr. S 38.

<sup>37</sup> BArch R2/18852 u. R2301/4743.

<sup>38</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/Stiftung\\_zur\\_Förderung\\_von\\_Bauforschungen](http://de.wikipedia.org/wiki/Stiftung_zur_Förderung_von_Bauforschungen), Aufruf am 16.9.2013. – Die Stiftungsunterlagen wurden 1943 durch Kriegseinwirkung weitgehend vernichtet.

schaften weisen, auch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, keine besonderen politischen Bezugnahmen auf. So verzeichnen sie im Geschäftsjahr 1932/33 fast ausschließlich Themen wie „Trittschalluntersuchungen an Decken“ oder „Wärmespeicherfähigkeit von Baustoffen und Bauteilen“, allerdings auch: „Versuche mit Brandsätzen (Brandbomben): Schaffung von Unterlagen über die Widerstandsfähigkeit verschiedener Baustoffe und Baukonstruktionen von Wohnungsbauten gegenüber Fliegerbomben“ (bearbeitet vom Staatlichen Materialprüfungsamt Berlin-Dahlem).<sup>39</sup> Auch im nachfolgenden Zeitraum 1933/34 waren fast ausschließlich Themen wie „Untersuchungen über die Wärmestrahlung der Sonne auf Wohnbauten“ oder „Hauptversuche an künstlichen Bauaustrocknungsverfahren“ an der Tagesordnung – und auch eine „Untersuchung über städtebauliche Maßnahmen zum Schutze von Wohnsiedlungen gegen Angriffe aus der Luft“ (bearbeitet von der Deutschen Gesellschaft für Bauwesen Berlin).<sup>40</sup> Im nachfolgenden Geschäftsjahr 1934/35 finden sich keine solchen kriegsbezogenen Themen mehr.<sup>41</sup>

Im Persönlichen hingegen orientierte sich Friedrich Schmidt an den neuen Machthabern. So war er Mitglied des paramilitärischen Verbandes „Stahlhelm“ und bei dessen „Gleichschaltung“ als SA Reserve II 1933 Truppführer, und zum 1. Mai 1937 trat er mit der Mitgliedsnummer 4580921 in die NSDAP ein.

Im Rahmen seiner Haupttätigkeit im Reichsarbeitsministerium ist Friedrich Schmidt 1934 im Zuge von kurzzeitigen Umorganisationen aktienkundig. So wurde am 29. März 1934 durch Erlass des Reichspräsidenten

---

<sup>39</sup> BArch R2301/4743: Zusammenstellung von Forschungsarbeiten [...], die von der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen im Geschäftsjahr 1932/33 gefördert wurden. Anlage 2 zum Bericht über die von der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen, Berlin, im Geschäftsjahr 1932/33 geförderten Forschungsarbeiten, 1.4.1933.

<sup>40</sup> BArch R2301/4744: Zusammenstellung von Forschungsarbeiten [...], die von der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen im Geschäftsjahr 1933/34 gefördert wurden. Anlage 2 zum Bericht über die von der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen, Berlin, im Geschäftsjahr 1933/34 geförderten Forschungsarbeiten, 1.9.1934.

<sup>41</sup> BArch R2/9184: Zusammenstellung von Forschungsarbeiten [...], die von der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen im Geschäftsjahr 1934/35 gefördert wurden. Anlage 2 zum Bericht über die von der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen, Berlin, im Geschäftsjahr 1934/35 geförderten Forschungsarbeiten, 15.7.1935.

ten das Wohn- und Siedlungswesen vom Reichsarbeitsministerium auf das Reichswirtschaftsministerium unter Leitung durch den Staatssekretär Gottfried Feder übertragen, der zum neuen „Reichskommissar für das Siedlungswesen“ ernannt wurde.<sup>42</sup> Ein Entwurf für den Geschäftsverteilungsplan des kurzlebigen Reichskommissariats (zum Stichtag 7. Dezember 1934 gingen die Belange erneut an das Reichsarbeitsministerium über) beinhaltete die Übertragung der Planstelle von Friedrich Schmidt an das Reichskommissariat und dessen Betrauung mit „Technische[n] und künstlerische[n] Angelegenheiten des Wohnungswesens. Auslands- und internationale[n] Wohnungssachen, Ausstellungen und Messen, zusätzliche[m] Wohnungsbauprogramm 1930“ sowie „Luftschutzmaßnahmen bei den neuen Industrieanlagen und Siedlungen, Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege“.<sup>43</sup>

Friedrich Schmidt wurde in seinem Sachbereich in den zwanziger und dreißiger Jahren auch publizistisch tätig; so erschien 1927 der erste Band eines Werkes über den Wohnungsbau der Nachkriegszeit, bearbeitet zusammen mit dem ebenfalls als Ministerialrat im Reichsarbeitsministerium tätigen Martin Ebel;<sup>44</sup> Schmidt verfasste hier ein Kapitel über Baustoffe und Bauwesen.<sup>45</sup> Eine Schrift über die Kleinsiedlung aus dem Jahre 1932 wurde 1933 in zweiter Auflage herausgegeben, ohne möglicherweise denkbare ideologische Bezugnahmen auf die neuen Machthaber;<sup>46</sup> 1936 folgte eine überarbeitete Fassung auf Basis der nunmehrigen Gesetzeslage mit dem als Oberregierungsrat ebenfalls im Reichsarbeitsministerium

---

<sup>42</sup> BArch R2/18932.

<sup>43</sup> BArch R2/18932: Entwurf für einen Geschäftsverteilungsplan, Juli 1934.

<sup>44</sup> Friedrich Schmidt / Martin Ebel (Hg.): Wohnungsbau der Nachkriegszeit in Deutschland. Einleitungsband und Bd. 1 Berlin-Brandenburg, Berlin 1927.

<sup>45</sup> Ebd., S. 35-46.

<sup>46</sup> Vorstädtische Kleinsiedlung. Bestimmungen und Erläuterungen. Bearbeitet unter Mitwirkung der Sachbearbeiter beim Reichskommissar für die vorstädtische Kleinsiedlung von Professor Dr. Friedrich Schmidt, Eberswalde / Berlin [1932]; zweite verbesserte und ergänzte Auflage: Vorstädtische Kleinsiedlung und Eigenheimbau. Bearbeitet unter Mitwirkung der Sachbearbeiter des Reichsarbeitsministeriums und anderer Dienststellen von Professor Dr. Friedrich Schmidt, Eberswalde / Berlin 1933.

tätigen Hermann Bellinger als Mitarbeiter.<sup>47</sup> Außerdem publizierte Friedrich Schmidt verschiedene Beiträge in Sammelbänden<sup>48</sup> und Zeitschriften<sup>49</sup>.

Friedrich Schmidt war auch eingebunden in Berliner Wohnungsbaugesellschaften. Bereits Anfang der 1930er Jahre war er Zweiter Aufsichtsratsvorsitzender der Gemeinnützigen Heimstätten-Aktien-Gesellschaft Groß-Berlin (Gehag).<sup>50</sup> Außerdem stand er auch zumindest in Kontakt zu den maßgeblichen Mitarbeitern der Gemeinnützigen Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten (Gagfah) über die Deutsche Akademie für Bau-forschung sowie über das Projekt der Kameradschaftssiedlung der SS in Berlin-Zehlendorf (heute Waldsiedlung Krumme Lanke), welches die Gagfah durchführte – wengleich er auch offenkundig nicht direkt an der Planung und Errichtung der SS-Siedlung beteiligt war. Gleichwohl scheint er sich die aus der nationalsozialistischen Ideologie sich ergebenden Leitlinien über den Siedlungsbau zumindest ansatzweise zu eigen gemacht zu haben, wenn er als Komponenten von Siedlungsanlagen in einem Beitrag

---

<sup>47</sup> Die Kleinsiedlung. Die Bestimmungen über die Förderung der Kleinsiedlung vom 21. April 1936 mit den hauptsächlichsten noch in Kraft befindlichen Vorschriften. Zusammen-gestellt und erläutert von Friedrich Schmidt und Hermann Bellinger (Handbücherei des Wohnungs- und Siedlungswesens 14), Eberswalde / Berlin / Leipzig 1936; aktualisierte Fassung: Die Kleinsiedlung. Das geltende Recht der Kleinsiedlung unter Berücksichtigung der neuen Bestimmungen über die Förderung der Kleinsiedlung (KSB) vom 14. September 1937. Nach dem neuesten Stand zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schmidt und Hermann Bellinger (Handbücherei des Wohnungs- und Siedlungswesens 25), Eberswalde / Berlin / Leipzig 1937.

<sup>48</sup> Beispielsweise: Friedrich Schmidt: Der Wohnungs- und Siedlungsbau in den wichtigeren übrigen europäischen Ländern sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika, in: Rudolf Stegemann u. a. (Hg.): Die Wohnungs- und Siedlungspolitik der Nachkriegszeit in den wichtigsten europäischen Ländern sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika (Vom wirtschaftlichen Bauen 18), Dresden 1937, S. 106-138.

<sup>49</sup> Beispielsweise: Friedrich Schmidt: Die Elektrizität im sozialen Wohnungsbau, in: Der Soziale Wohnungsbau in Deutschland. Offizielles Organ des Reichskommissars für den Sozialen Wohnungsbau 1 (1941), S. 379-385; Friedrich Schmidt: Der Wohnungs- und Siedlungsbau des faschistischen Italiens, in: Der Wohnungsbau in Deutschland. Fachblatt der Deutschen Akademie für Wohnungswesen. Offizielles Organ des Reichswohnungskommissars 3 (1943), S. 128-137.

<sup>50</sup> BArch R2/18852.

„Siedlung und Heimat“ 1937 anführt: „Mittelpunkt ist die Gemeinschaftsanlage, das Gemeindehaus, die Schule, die Ladenbauten, die Kirche, alles zusammen angeordnet in Verbindungen mit einem Versammlungs- und Aufmarschplatz.“<sup>51</sup>

1942, als das seit 1940 bestehende Amt von Robert Ley als „Reichskommissar für den sozialen Wohnungsbau“ mit erweiterten Kompetenzen zum „Reichswohnungskommissar“ aufgewertet wurde, berief man Friedrich Schmidt als Ministerialdirigenten und Abteilungsleiter in dieses neue Kommissariat.<sup>52</sup> Eine ideologisch motivierte leitende Tätigkeit ist hierbei nicht nachweisbar; überliefert hingegen sind seine im Auftrag erfolgten Unterzeichnungen bei der Übersendung von Erlassen, so beispielsweise in folgenden Fällen: „Ausgleich von Schäden infolge von Luftschutzmaßnahmen; polizeiliche Bestätigung der Notwendigkeit bestimmter Luftschutzmaßnahmen“ (10. April 1942),<sup>53</sup> „Beteiligung der Gauwohnungskommissare bei der Festlegung von Standorten für industrielle und militärische Planungsvorhaben“ (23. Juni 1942)<sup>54</sup> oder: „Flammschutzaktion 1943 (Feuerschutzmittelbehandlung von Gebäuden)“ (7. August 1943).<sup>55</sup>

Mitglied (nachweisbar im Jahr 1938) war Friedrich Schmidt auch beim „Deutschen Verein für Wohnungsreform“, eine dem Reichsarbeitsministerium angegliederte Forschungsstelle „für Fragen des Wohnungs- und

---

<sup>51</sup> Friedrich Schmidt: Siedlung und Heimat, in: Siedlung und Wirtschaft, 1937, S. 696 (zit. nach Dittmar Machule: Die Kameradschaftssiedlung der SS in Berlin-Zehlendorf – eine idyllische Waldsiedlung?, in: Hartmut Frank (Hg.): Faschistische Architekturen. Planen und Bauen in Europa 1930 bis 1945 (Stadt Planung Geschichte 3), Hamburg 1985, S. 251-270, hier: S. 260).

<sup>52</sup> Vgl. zur Schaffung dieses Amtes und den damit einhergehenden Kompetenzstreitigkeiten (insbesondere zwischen Reichsarbeitsminister Franz Seldte und Reichsorganisationsleiter der NSDAP und Leiter der Deutschen Arbeitsfront Robert Ley) Marie-Luise Recker: Der Reichskommissar für den sozialen Wohnungsbau. Zu Aufbau, Stellung und Arbeitsweise einer führerunmittelbaren Sonderbehörde, in: Dieter Rebentisch / Karl Teppe (Hg.): Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers. Studien zum politisch-administrativen System, Göttingen 1986, S. 333-350.

<sup>53</sup> BArch R3901/21509.

<sup>54</sup> BArch R3901/21509.

<sup>55</sup> BArch R3901/21510.

Siedlungswesens“. Mit der Ernennung von Robert Ley zum „Reichskommissar für den sozialen Wohnungsbau“ ging die zwischenzeitlich als „Deutsche Gesellschaft für Wohnungswesen“ firmierende Institution 1941 als „Deutsche Akademie für Wohnungswesen – Forschungsstelle des Reichswohnungskommissars zur Erzielung von Höchstleistungen im Wohnungs- und Siedlungsbau“ in dessen Zuständigkeit über. Dabei wurde auch Friedrich Schmidt „tätiges Mitglied“ von deren „Abteilung A: Grundsätzliche Fragen der Wohnungs- und Siedlungspolitik“. Aus den wenigen überlieferten Protokollen der Mitgliederversammlung und des Verwaltungsrats sowie Jahresberichten ist keine besondere Funktion Schmidts erkennbar; allerdings fungierte er im Mai 1944 als Stellvertreter des Geschäftsführers.<sup>56</sup>

Nicht nachweisbar hingegen ist Friedrich Schmidt im Rahmen der am 4. März 1940 gegründeten und zum 31. Dezember 1941 wieder aufgelösten „Reichsstelle für Wohnungs- und Siedlungswesen“, eine dem Reichsarbeitsminister unmittelbar nachgeordnete Reichsbehörde unter Leitung des NSKK-Gruppenführers Martin Wisch.<sup>57</sup>

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Friedrich Schmidt bei seiner Tätigkeit während der NS-Zeit wohl nicht an vorderster Front ein Protagonist des nationalsozialistischen Regimes war, wenngleich er als ein sehr einflussreicher Beamter im Bereich des Siedlungswesens zu bezeichnen ist – wie allein seine zahlreichen Mitgliedschaften in Verbänden nahelegen.<sup>58</sup> Nicht nur sein Parteieintritt, sondern auch gelegentliche publizistische Äußerungen lassen aber erkennen, dass er sich an die ideologischen Vorgaben der Nationalsozialisten im Bereich des Siedlungswesens anlehnte –

---

<sup>56</sup> BArch R4701/13395.

<sup>57</sup> BArch R2301/4800.

<sup>58</sup> In den verschiedenen Quellen ist zumindest nachweisbar: Aufsichtsrat der Baumesse Leipzig, Deutsche Akademie für Städtebau, Reichs- und Landesplanung, Deutsche Akademie für Wohnungswesen, Deutscher Ausschuss für wirtschaftliches Bauen (Vizepräsident), Deutscher Normenausschusses, Ausschussmitglied des Deutschen Vereins für Wohnungsreform, Freie Deutsche Akademie für Bauforschung (Vizepräsident), Arbeitsausschuss des Internationalen Verbandes für Wohnungswesen und Städtebau, Kuratorium für das Wohnungs- und Siedlungswesen an der Universität Münster, Preußische Akademie des Bauwesens, Verwaltungsrat des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit und Vorstand der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen.

etwa wenn er im Schlusssatz einer Edition des neuen italienischen Städtebaugesetzes 1942 bemerkte:

„Aus diesen Aussagen dürfte zur Genüge zu ersehen sein, mit welcher Zielstrebigkeit und welcher mutiger Entschlossenheit das faschistische Italien an die Gestaltung seiner städtebaulichen Grundlagen herangegangen ist und wie klar und entschieden bei allen im Gesetz verankerten Maßnahmen die Erfordernisse der Allgemeinheit über die Sonderinteressen des einzelnen gestellt worden sind und der Gedanke zum Durchbruch gebracht worden ist, daß die Nutzung des Eigentums sich überall und immer den übergeordneten Notwendigkeiten von Staat und Volk unterordnen muß.“<sup>59</sup>

An seiner früheren Charlottenburger Studieneinrichtung engagierte sich Friedrich Schmidt in der Lehre: Hier, an der Technischen Hochschule Berlin, war er von 6. Mai 1932 bis 1945 Honorarprofessor für die Arbeitsgemeinschaft für Bau- und Wohnungswesen (bis 1934) und für Wohnungs- und Siedlungsbau (ab 1933) im Lehrgebiet „Baukunde und Entwerfen, Städtebau“ an der Fakultät II für Bauwesen (ab Wintersemester 1942/43 Fakultät II A für Architektur) in der Fachabteilung für Architektur.<sup>60</sup> Er las ab Wintersemester 1934/35 über „Wohnungs- und Siedlungsbau der Gegenwart“, zunächst mit dem Untertitel „städtische, vorstädtische und ländliche Siedlung“, ab Wintersemester 1936/37 mit dem Untertitel „städtische und vorstädtische Siedlung, Volkswohnung, Altstadtsanierung“ und ab Zwischensemester 1937 mit dem Untertitel „Kleinsiedlung, Volkswohnungen, Eigenheime, Arbeiterwohnungen, Stadtsanierung“ bis letztmals im Wintersemester 1938/39. Ab Sommersemester 1942 las er nochmals für zwei Semester über das Thema „Sozialer Wohnungsbau“.<sup>61</sup>

---

<sup>59</sup> Friedrich Schmidt: Das neue italienische Städtebaugesetz, in: Raumforschung und Raumordnung. Monatsschrift der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung Jg. 6 (1942) H. 12, S. 428-433, hier: S. 430 (BArch R4002/259).

<sup>60</sup> Frdl. Auskunft von Frau Claudia Schülzky, Universitätsarchiv der Technischen Universität Berlin, vom 15.1.2013. Weitergehende Unterlagen sind dort aufgrund von Kriegsverlusten nicht vorhanden.

<sup>61</sup> Technische Hochschule zu Berlin: Personal- und Vorlesungsverzeichnis für das Studienjahr 1932-1933 und folgende.

Friedrich Schmidt blieb nach Aktenlage bis zum Ende des NS-Regimes in seinem Berliner Amt tätig. Schließlich verzog er nach Oberbayern – zunächst nach Unterammergau und zum 25. April 1946 nach Weilheim, wo er am 13. April 1951 verstarb und beigesetzt wurde.<sup>62</sup>

## Fazit

Die Karriere Friedrich Schmidts stellt sich letztendlich als relativ untypisch dar. Sie beginnt mit seinem größten Werk, der Erlanger Universitätsbibliothek, reduziert sich dann kriegsbedingt durch immer weniger Bautätigkeit, um sich schließlich ganz vom tätigen Bauen ab- und der ausschließlichen Verwaltungstätigkeit im Bauwesen zuzuwenden. Ein mit der Erlanger Universitätsbibliothek in Umfang und Ausgestaltung vergleichbares Werk hat Friedrich Schmidt nicht mehr geschaffen. Letztendlich waren es das Geschehen und die Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges, welche eine weitere bauschöpferische Karriere Friedrich Schmidts vereitelten. Dies lässt die Erlanger Universitätsbibliothek (sieht man von seinen beiden anderen größeren Projekten in Erlangen, der Hals-Nasen-Ohren-Klinik und dem Institut für Angewandte Chemie, ab) als singulär in seinem Schaffen erscheinen.

---

<sup>62</sup> Frdl. Auskunft von Herrn Bernhard Wöll, Stadtarchiv Weilheim i. OB, vom 21.3.2005.

## Retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Sammlungen in Universitätsbibliotheken

*Marianne Dörr*

Digitalisierung ist heute, zumindest in der Mehrheit der Universitätsbibliotheken mit Altbestand, ein etabliertes Arbeitsfeld. Die Anfänge liegen jedoch noch nicht so weit zurück. Den entscheidenden Schub gab, wie in vielen Bereichen des Bibliothekswesens, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die ein Programm zur Retrospektiven Digitalisierung von Bibliotheksbeständen ins Leben rief und die Gründung von zwei Digitalisierungszentren, nämlich in Göttingen und München, förderte. Das war 1997<sup>1</sup>. Eine Vielzahl von Einzelprojekten folgte diesem Startschuss. Mitte der 2000er Jahre stieg Google massiv in die Digitalisierung ein und schloss Verträge zunächst mit ausländischen Institutionen wie Harvard<sup>2</sup>, Stanford und der Bodleian Library, dann aber auch mit der Bayerischen Staatsbibliothek über die Digitalisierung der gesamten urheberrechtsfreien Bestände. Dieser Google-Schock, so möchte ich es einmal bezeichnen (nicht wenige aus der Bibliotheks-Community betrachteten die Verträge als wahrhaftigen Pakt mit dem Teufel ...), gab aber einen wesentlichen Anstoß dazu, dass auch in der öffentlichen Förderung der Schritt von der partikularen zur Massendigitalisierung gegangen wurde.

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu auch die Publikation *Retrospektive Digitalisierung von Bibliotheksbeständen*, Berlin: DBI, 1997 (DBI-Materialien 166)

<sup>2</sup> Vgl. zur Google-Digitalisierung den differenziert argumentierenden Aufsatz des Historikers und Direktors der Bibliothek von Harvard Robert Darnton: „Im Besitz des Wissens. Von der Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts zum digitalen Google-Monopol“, in : *Le Monde diplomatique*, deutsche Ausgabe vom 3.4.2009, Online zugänglich unter: <http://www.monde-diplomatique.de/pm/2009/04/03.mondeText.artikel,a0056.idx,10> (letzter Zugriff am 16.11.2013)

## Wie ist der Stand der Digitalisierung heute?

Wer das ermitteln will, sieht sich gleich mit einem Problem konfrontiert, denn es gibt kein tagesaktuelles übergreifendes Nachweisinstrument aller Digitalisate.

Als Portal für die Ergebnisse deutscher Digitalisierungsprojekte wurde vor einigen Jahren das Zentrale Verzeichnis Digitalisierter Drucke (www.zvdd.de) ins Leben gerufen – es vermittelt für den Druck-Bereich einen Eindruck des Angebots bzw. der erreichten Ergebnisse:

The screenshot shows the homepage of the Zentrales Verzeichnis Digitalisierter Drucke (zvdd). At the top, there is a logo and the title 'ZENTRALES VERZEICHNIS DIGITALISierter DRUCKE'. Below this is a navigation bar with tabs for 'Startseite', 'Detaillierte Suche', 'Kollektionen/Sammlungen', and 'vd18'. The main content area is divided into several sections:

- Schnellsuche:** A search bar with a dropdown menu and a search button. Below it, a link to 'zur Detaillierte Suche'.
- Willkommen im zvdd-Portal:** A welcome message stating that the portal is the national search point for digitized German prints from the 15th century to the present. It lists search criteria like titles, authors, and publication details.
- Ihre Sammlung anmelden:** A section for users to register their collections, mentioning the OAI2 interface and the Zvdd-METS format.
- Aktuell im Index:** A section showing the current number of titles (1.145.086) and a list of centuries from 15th to 21st.
- Zuletzt importiert:** A list of recently imported items, including a notice about savings for land and city dwellers, and a notice about a horse race.
- Über das Projekt:** A section describing the project as a joint effort of the AG Sammlung Deutscher Drucke (SDD), the Verbundzentrale des Gemeinsamen Bibliotheksverbundes (VZG), and the Hochschul-Bibliothekszentrum (hbz). It mentions funding by the Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG).

Abb. 1

Am 22. Oktober 2013 weist das ZVDD 1.141.667 digitalisierte Drucke nach. Wie ich einem Artikel von Thomas Bürger aus der Zeitschrift für Bibliographie und Bibliothekswesen aus dem Jahr 2011<sup>3</sup> entnehmen konnte, waren es im Februar 2011 noch weniger als halb soviel, nämlich 533.000.

Differenziertere Auswertungen für die einzelnen Jahrhunderte zeigen folgendes Bild:

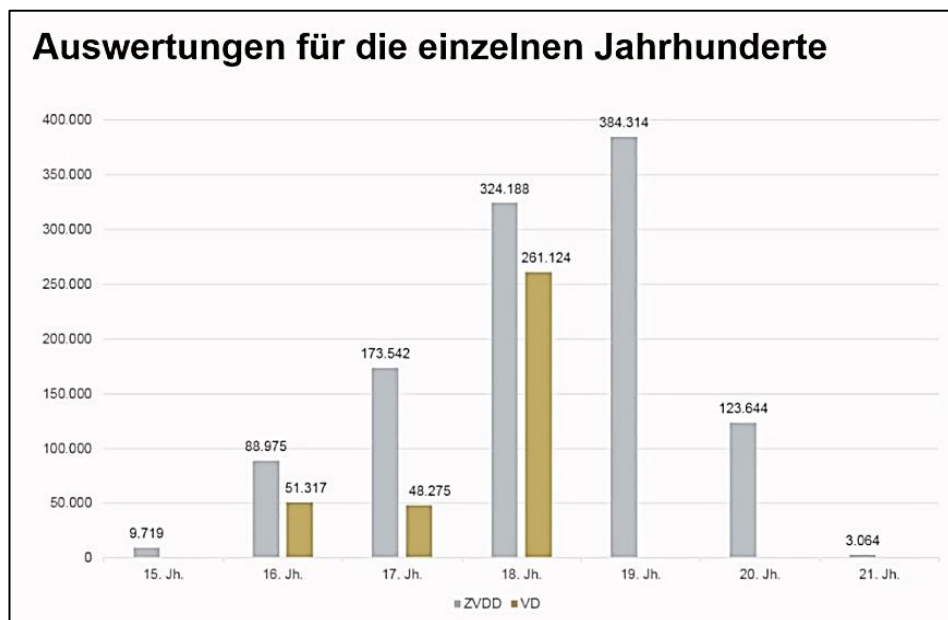


Abb. 2

Ein Blick auf die Homepage der Bayerischen Staatsbibliothek (am 22.10.2013) nennt über 988.500 Titel, die Millionengrenze ist fast erreicht. Fast 800.000 der im ZVDD ausgewiesenen Titel stammen laut der detaillierteren Provenienzauswertung aus der Bayerischen Staatsbibliothek. Einige Vergleichszahlen: Das Göttinger Digitalisierungszentrum führt Ende Oktober auf seiner Homepage über 17.000 bisher digitalisierte Titel

<sup>3</sup> Bürger, Thomas: „Die Digitalisierung der kulturellen und wissenschaftlichen Überlieferung – Versuch einer Zwischenbilanz“, in: ZfBB 58 (2011), 3-4, S. 133 - 141

mit 10 Mio Seiten an<sup>4</sup>, die Staatsbibliothek zu Berlin rund 35.000 Titel, die SLUB Dresden und die ULB Halle weisen jeweils rund 60.000 Titel nach.

### **Was können wir bzw. können wir etwas aus diesen Zahlen lernen?**

Auch wenn es nicht auf Freude stößt, wird es wenig erstaunen, dass das „Unternehmen Bibliothek“ nicht mit öffentlicher Förderung so weit kommen konnte, sondern dass die seit den Anfängen der Digitalisierung immer beschworene kritische Masse an digitalem Text maßgeblich über die Google-Digitalisierung erstellt wurde.

### **Trotzdem ist meines Erachtens in Deutschland auch mit öffentlicher Förderung viel erreicht worden:**

In den zahlreichen Einzelprojekten der ersten Phase wurden Erfahrungen mit unterschiedlichen Materialien gewonnen. Sehr hilfreich für alle Institutionen, vor allem für Erst-Projekte, waren und sind die DFG-Praxisregeln Digitalisierung, in denen sich das theoretische Wissen und der Erfahrungsschatz der Digitalisierungszentren und vieler Projektnehmer in einer lesbaren Anleitung mit Handbuch-Charakter kondensieren<sup>5</sup>.

Die Praxisregeln lieferten die Voraussetzungen für ein standardisiertes Vorgehen, für die Austauschbarkeit und Vernetzung von Digitalisaten unterschiedlicher Provenienz; einen weiteren Schritt auf diesem Weg stellt der DFG-Viewer<sup>6</sup> als einheitliche Präsentationsoberfläche dar, der in mehreren Projekten an die Anforderungen unterschiedlicher Textgattungen und Dokumentarten angepasst wurde.

Digitalisierung war und ist kein Selbstzweck. Seit dem Aufkommen von digitalen Medien und der Möglichkeit ortsunabhängiger Verfügbarkeit von Informationen gehört es selbstverständlich zur Aufgabe von Bibliotheken, diese Möglichkeiten für die Wissenschaftler zu nutzen. Nach der Digitalisierung der Kataloge, einer Aufgabe, die alte Bibliotheken in

---

<sup>4</sup> Da Göttingen viele Zeitschriften digitalisiert hat, ist die Zahl der Titel im Vergleich zur Seitenangabe geringer.

<sup>5</sup> DFG-Praxisregeln Digitalisierung [02/13], [http://www.dfg.de/formulare/12\\_151/](http://www.dfg.de/formulare/12_151/) (letzter Zugriff am 16.11.2013)

<sup>6</sup> Vgl. <http://dfg-viewer.de/ueber-das-projekt/> (letzter Zugriff am 16.11.2013)



## **Fortsetzung und Ausweitung der Digitalisierung in Verantwortung der Unterhaltsträger:**

Für Bibliotheksbestände, Text-Sammlungen der vergangenen Jahrhunderte wurden schon sehr beachtliche mit Hilfe der DFG und mit Google erzielte Zahlen gezeigt. Aber: Die DFG kann aus ihrem Selbstverständnis und ihrer Rolle im Wissenschaftssystem heraus nur Anschubfinanzierungen leisten. Was die Unternehmen der großflächigen Digitalisierung des 16., 17. und 18. Jahrhunderts angeht, werden Massendigitalisierungsprojekte nur bis zu ca. 50% der in den jeweiligen Verzeichnissen<sup>7</sup> nachgewiesenen Drucke durch die DFG gefördert werden. Für das 16. Jahrhundert ist diese Schwelle bereits erreicht, für das 17. Jahrhundert ist dies, dank des Masterplans<sup>8</sup> den die VD17-Bibliotheken zur Koordination von Digitalisierungsaktivitäten entwickelten, in absehbarer Zeit der Fall. Dann sind die Unterhaltsträger am Zug. Um der Wissenschaft weitgehend umfassende Text-Corpora zur Verfügung zu stellen, ist in allen „VDs“ noch viel zu tun. Es ist außerdem zu bedenken, dass es sich bei den VDs ja „nur“ um die im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke handelt. In unseren Sammlungen haben wir viel an ausländischem Altbestand, der nicht zwangsläufig in den Ursprungsländern auch noch vorhanden bzw. nicht unbedingt dort in absehbarer Zeit digitalisiert werden kann.

## **Internationaler Nachweis**

Dies führt zu einem Wunsch: Es wäre unbedingt nötig, eine weltweite Plattform zum Nachweis bzw. für die Recherche von Digitalisaten zu haben. Für Deutschland kann das ZVDD, für Europa vielleicht einmal die Europeana diese Funktion wahrnehmen, aber wie schon die Nennung der amerikanischen Google-Partnerbibliotheken gezeigt hat, ist eine Beschränkung auf Europa nicht ausreichend. Das Fehlen eines solchen umfassenden und komfortabel zu nutzenden Nachweisinstruments verhindert, dass die bereits existierende weltweite digitale Universalbibliothek ausreichend bekannt ist und die Investitionen in Wissenschaft und Kultur sich ausreichend auszahlen können.

---

<sup>7</sup> Gemeint sind die Verzeichnisse der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke (VD16, VD17, VD18)

<sup>8</sup> <http://www.vd17.de/files/vd17-masterplan-1.pdf> (letzter Zugriff am 29.11.2013)

## Nachholbedarf bei der Digitalisierung urheberrechtlich bewehrter Literatur

Ein Problem für den weiteren Ausbau der digitalen Bibliothek liegt in den Regelungen des deutschen Urheberrechts: Es gibt deshalb in Deutschland nur sehr wenige Projekte, die sich auf noch urheberrechtlich bewehrte Literatur beziehen. DigiZeitschriften<sup>9</sup>, ein Unternehmen zur Digitalisierung von Kernzeitschriften verschiedener Wissenschaftsfächer bis zu einer jeweilig festzulegenden Moving Wall, konnte und kann voraussichtlich nie so umfangreich werden wie es das amerikanische Vorbild JStor<sup>10</sup> ist, weil die deutschen Verlage zu geringe Bereitschaft zeigten sich auf ein solches kooperatives Modell einzulassen. Das auf Monographien ausgerichtete Projekt Digizo<sup>11</sup> der Bayerischen Staatsbibliothek, ein Projekt zur Digitalisierung der Back-List einiger Verlage bis zu einer Moving Wall von ca. 5 Jahren, blieb meines Wissens solitär.

Auch mit den Neuregelungen des Urheberrechts zu vergriffenen und verwaisten Werken erweitert sich der Spielraum zu etwas mehr Digitalisierungsmöglichkeiten für aktuellere Literatur nur wenig. Die Hürden sind weiterhin hoch. Es bleibt der Wunsch, gemeinsam mit Verlagen und Verwertungsgesellschaften weitere Vereinbarungen für eine Digitalisierung jüngerer Literatur zu erreichen, die die Lücke zwischen der digitalisierten urheberrechtlich freien Literatur und dem künftigen aktuellen wissenschaftlichen e-book-Angebot schließen kann.

---

<sup>9</sup> <http://www.digizeitschriften.de/startseite/> (letzter Zugriff am 29.11.2013)

<sup>10</sup> <http://www.jstor.org> (letzter Zugriff am 29.11.2013)

<sup>11</sup> <http://digizo.digitale-sammlungen.de/> (letzter Zugriff am 16.11.2013)

## Weitere Gattungen

SLUB Dresden » Über uns » Projekte » Erschließung und Digitalisierung » Zeitungsdigitalisierung

### Digitalisierung historischer Zeitungen

**Aktueller Stand**  
Die Projektergebnisse werden demnächst auf dieser Seite veröffentlicht.

**Beschreibung**  
Im Rahmen des Gemeinschaftsantrags von fünf Pilotbibliotheken, den Staats-, Landes- und Universitätsbibliotheken [Berlin](#), [Bremen](#), Dresden, [Halle](#) und [München](#), zur Digitalisierung historischer Zeitungen in Deutschland erprobt die SLUB Dresden die Massendigitalisierung von rd. 450.000 verfilmten Zeitungssseiten. Schwerpunkte sind dabei die Weiterentwicklungen frei nutzbarer medienspezifischer, auf Zeitungen ausgerichteter technischer Module für den DFG Viewer, für die Produktions- und Präsentationssoftware Goobi und für eine automatisierte Integration der Volltexterkennung in diesen Digitalisierungsworkflow. Im Ergebnis des Dresdner Pilotprojekts sollen sieben Zeitungen nach Filmen und eine weitere nach Originalvorlagen digitalisiert und mit unterschiedlichen Erschließungstiefen auf der Basis vereinbarter Mindeststandards präsentiert werden.

**Laufzeit**  
2013 - 2014

**Förderer**  
**DFG** Deutsche Forschungsgemeinschaft

**Erschließung und Digitalisierung**

- VD 17 Mainstream
- Notenbestände Dresden
- Hofkirche
- Zeitungsdigitalisierung**
- VD 17 Nummernliste
- Autographenkatalog
- Archiv der Stimmen
- Dresdner Operarchiv digital
- Edition Schlegel
- Dingler
- Retrospektive Katalogkonversion
- Bach Digital
- Handschriften

**Ansprechpartner**  
Beauftragte für Drittmittelprojekte  
**Bärbel Kühnemann**  
Tel.: +49 351 4677-107  
Fax: +49 351 4677-111  
E-Mail: [Baerbel.Kuehнемann@slub-dresden.de](mailto:Baerbel.Kuehнемann@slub-dresden.de)

Abb. 4

Eine weitere wichtige Druck-Gattung, neben Büchern und Zeitschriften, sind Zeitungen. Zeitungen sind relevante Quellen für verschiedene Wissenschaftsdisziplinen. Sie finden sich nicht nur in den Magazinen der Bibliotheken, da sie vielerorts nicht systematisch gesammelt wurden, sondern oft auch nur noch in Archiven. Bei Zeitungen stellt sich aufgrund der Papierqualität in der Massenproduktion ein besonderes Bestandserhaltungsproblem. Vorhandene Sekundärformen auf Mikrofilm sind in der Handhabung bei Nutzern unbeliebt und entsprechen qualitativ nicht immer den etablierten Verfilmungsstandards. Es gibt bereits einige Bibliotheken, die regionale Zeitungen ihres Einzugsbereichs retrospektiv digitalisiert haben und im Internet bereitstellen. Für eine großflächige Abdeckung in der Digitalisierung historischer Zeitungen wurden von der DFG

nun Pilotprojekte bewilligt<sup>12</sup>. Wenn wir von Zeitungen sprechen, bekommt der Begriff der Massendigitalisierung noch einmal einen ganz anderen Klang, denn es handelt sich um unglaubliche Mengen.

### **Vom Image zum Volltext**

Der Schwerpunkt der bisherigen Digitalisierungsprojekte in Bibliotheken lag, wie oben dargestellt, auf Textmaterial, vorzüglich vergangener Jahrhunderte. Deshalb war auch die Imagedigitalisierung vorherrschend, denn Texte des 16. – 19. Jahrhunderts mit der Vielfalt an Druck-Typen und der Frakturschrift sperrten sich bisher gegen automatisierte Verfahren der Texterzeugung. Nur vergleichsweise wenige Projekte, als frühe Ausnahme können die Wörterbuchprojekte des Digitalisierungszentrums der Universität Trier genannt werden, haben durchsuchbare, analysierbare Volltexte erzeugt. Das geschah aber nicht oder nur teilweise über OCR-Software, sondern durch das doppelte Eintippen der Texte oder die manuell/intellektuelle Korrektur von OCR-Ergebnissen in Niedriglohnländern.

Für eine Bibliothek der Texte, nicht nur der Bücher, ist das Angebot durchsuchbarer Volltexte aber eine essentielle Anforderung. Große Projekte, wie IMPACT<sup>13</sup>, haben sich bereits an dem deutschen Hindernis, nämlich der Frakturschrift abgearbeitet, allerdings ohne einen Durchbruch zu erreichen. Fortschritte sind mühsam, aber sie sind erzielbar. Auch für diesen Bereich der Volltexterzeugung durch automatisierte Erschließungsverfahren wird die DFG voraussichtlich in den nächsten Jahren ein Förderprogramm ausschreiben. Der Bedarf der Wissenschaft nach Volltexten wurde bereits verschiedentlich deutlich formuliert, nur auf Volltexten können Methoden der Digital Humanities, der Computerphilologie z.B. aufsetzen.

Aber auch für Historiker ergeben sich ganz neue Möglichkeiten, wenn Texte unterschiedlicher Jahrhunderte digital vorliegen. Digitalisierungs-

---

<sup>12</sup> Pilotprojekte sind in der Staatsbibliothek zu Berlin, der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, der SLUB Dresden, der ULB Halle und der BSB München angelaufen. Vgl. auch das Portal für historische Zeitungen der Österreichischen Nationalbibliothek <http://anno.onb.ac.at/anno.htm> (letzter Zugriff am 29.11.2013)

<sup>13</sup> <http://www.impact-project.eu/> (letzter Zugriff am 30.11.2013)

kampagnen sind deshalb ebenfalls für Archivalien notwendig. Seit 2012 fördert die Deutsche Forschungsgemeinschaft Pilotprojekte der Digitalisierung archivalischer Quellen. Parallel dazu müssen in engem Austausch mit der Wissenschaft Relevanzkriterien für weitere Projekte definiert werden.

## Handschriftenbestände



Abb. 5

Bis jetzt bin ich weitgehend auf die Druckwelt eingegangen. Doch bei Archivgut handelt es sich natürlich zu einem hohen Anteil um handschriftliche Quellen. Insgesamt ist es eine wichtige Aufgabe, die im Vergleich zu den Druckwerken noch wertvolleren und unikalen Bestände an mittelalterlichen und neuzeitlichen Handschriften digital verfügbar zu machen. Auch hier gibt es schon eine Reihe an Vorzeigeprojekten, man denke an die digitale Rekonstruktion des Codex Sinaiticus der Universi-

tätsbibliothek Leipzig, der British Library, der Russischen Nationalbibliothek und des Katharinenklosters auf dem Sinai, durch die diese herausragende Handschrift virtuell wieder komplettiert werden konnte<sup>14</sup>.



Abb. 6

<sup>14</sup> <http://codexsinaiticus.org/> (letzter Zugriff am 30.11.2013)

Oder an die medienwirksame Digitalisierung der Heidelberger Palatina in den Kellern des Vatikan<sup>15</sup>. Oder an das Projekt der Digitalisierung der Handschriften der Klosterbibliothek Lorsch<sup>16</sup>, für das Bestände aus fast 70 Einrichtungen weltweit koordiniert digitalisiert wurden, beides Projekte unter Federführung der Universitätsbibliothek Heidelberg.

Masterplan für die Digitalisierung aus dem sich eine dezidierte Programmlinie der DFG ergeben soll, wurde von den Handschriftenzentren erarbeitet und Pilotprojekte haben begonnen<sup>17</sup>. Aber auch hier gilt: Mit DFG Förderung kann nicht die Digitalisierung der gesamten Palette der von Wissenschaftlern gewünschten Werke finanziert werden.

Allein mit dieser Aufzählung meine ich, deutlich gemacht zu haben, welche Herkules-Aufgaben die Community der Bibliotheken in den nächsten Jahren, im nächsten Jahrzehnt im Bereich der Digitalisierung zu stemmen haben.

### **Doch noch nicht genug:**

Der Titel meines Beitrags lautet: Digitalisierung wissenschaftlicher Sammlungen an Universitätsbibliotheken.

Zum einen umfassen auch wissenschaftliche Sammlungen von Universitätsbibliotheken zwar vorwiegend, aber nicht nur Texte und „Flachware“, wie es bei Ausstellungen von Bibliotheken oft despektierlich heißt, sondern auch dreidimensionale Objekte wie Keilschrifttafeln, Künstlerbücher bis hin zu Totenmasken aus Nachlässen.

Zum anderen gibt es in Universitäten ja nicht nur in Bibliotheken Sammlungen. In jüngerer Zeit sind die wissenschaftlichen Sammlungen der Universitäten neu in den Fokus gerückt. Gerade die Universität Erlangen ist ein schönes Beispiel für die Vielfalt von Sammlungen, die an alten Universitäten in den verschiedenen Disziplinen zu finden sind. Sie ent-

---

<sup>15</sup> <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/de/bpd/presse.html> (letzter Zugriff am 30.11.2013)

<sup>16</sup> [http://www.bibliotheca-laureshamensis-digital.de/de/kloster/bibliothek\\_skriptorium.html](http://www.bibliotheca-laureshamensis-digital.de/de/kloster/bibliothek_skriptorium.html) (letzter Zugriff am 30.11.2013)

<sup>17</sup> <http://www.bsb-muenchen.de/Projektdokumentation.4179.o.html> (letzter Zugriff am 30.11.2013)

standen teilweise zur Unterstützung der Lehre, teilweise sind die Sammlungen aber auch Gegenstand der Forschung. Diese Bedeutung wurde in den 2011 veröffentlichten Empfehlungen des Wissenschaftsrats zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen<sup>18</sup> in den Fokus gerückt. Das hoffentlich nicht allzu ferne Ziel der Digitalisierung an Universitäten sollte darin liegen, Texte als gedruckte bzw. publizierte oder auch handschriftliche Quellen, Fotos und Bilder mit den digitalen Artefakten aus wissenschaftlichen Sammlungen gemeinsam anzubieten.

Die Europeana und die Deutsche Digitale Bibliothek können als Beispiele für die Integration unterschiedlicher Gattungen und Objekte aus dem kulturellen und wissenschaftlichen Erbe in einer digitalen Plattform dienen; allerdings wurden hier auch die Schwierigkeiten manifest, die darin liegen, unterschiedliche Metadatenmodelle zu mappen und in einem Suchinstrument zusammenzuführen.

Wir brauchen aber noch forschungsnähere Instrumente und Aufbereitungen verschiedener Gattungen im Sinne einer digitalen Forschungsumgebung. Eine erste Ausschreibung der DFG zur Digitalisierung objektbezogener Sammlungen brachte eine überwältigende Resonanz in der Nachfrage. Aus der Sichtung der Anträge ergab sich eine Folgeausschreibung zur Standardbildung für die Digitalisierung objektbezogener Sammlungen, denn es wurde deutlich, dass hier noch viel Entwicklungsarbeit zu leisten ist.

Wir brauchen Standards für die Objekt-Digitalisierung, für übergreifende Metadatenschemata und für eine Bereitstellung als Linked Open Data im Semantic Web.

Früh wurde das Konzept einer vernetzten sammlungsübergreifenden digitalen Architektur vom Max Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin im sogenannten ECHO-Projekt angegangen<sup>19</sup>.

---

<sup>18</sup> <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10464-11.pdf> (letzter Zugriff am 30.11.2013)

<sup>19</sup> <http://echo.mpiwg-berlin.mpg.de/home> (letzter Zugriff am 30.11.2013)

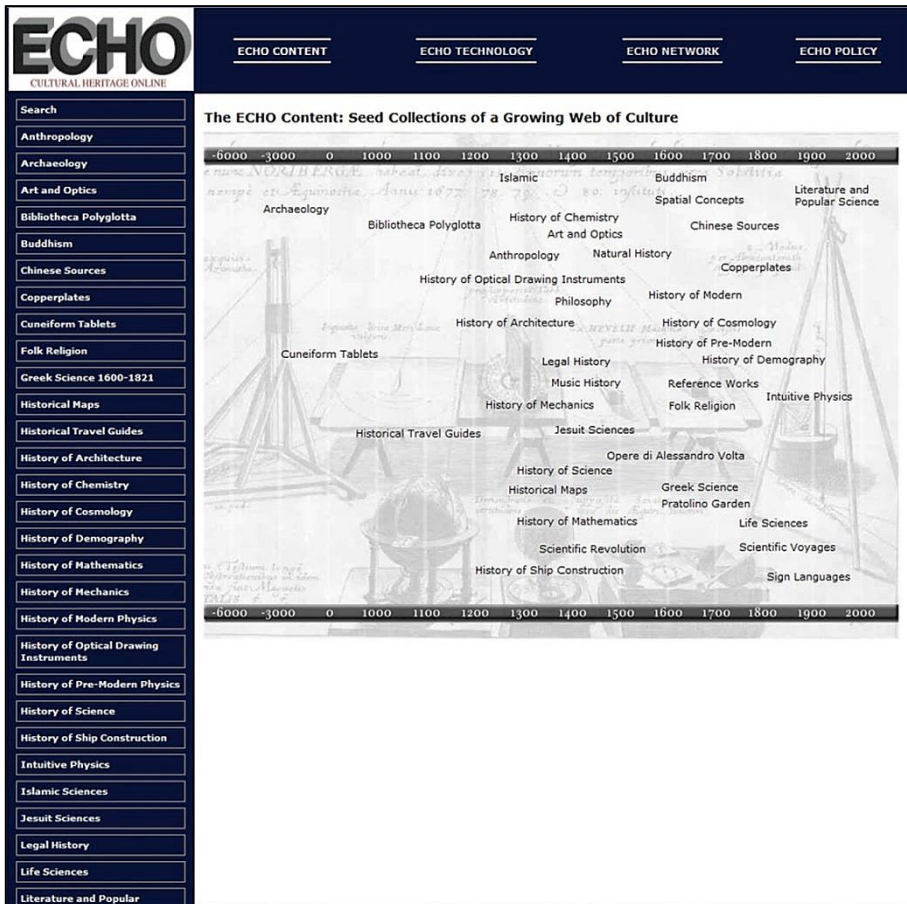


Abb. 7

Denn die Zukunftsvision liegt darin, Daten unterschiedlicher Provenienz, die aus der Digitalisierung unterschiedlicher Materialien resultieren, für die Forschung mit standardisierten formalen und sachlichen Metadaten und, wenn dies angebracht ist, auch mit Raum-Zeit-Bezügen, d.h. Geo-Referenzierungen und Codierungen von Zeit bzw. Datumsangaben zu versehen und sie weltweit zur weiteren Verlinkung für die Wissenschaft zugänglich zu machen.

Das ist der Ausblick auf die digitale Universitätssammlung der Zukunft, über deren Fortschritte, so hoffe ich, bei künftigen Bibliotheksjubiläen berichtet werden kann.

## Die Bibliothek als Arbeits- und Lernort

*Korinna Haase*

Die Universitätsbibliothek ist in allen Hochschulentwicklungsplanungen ein zentrales Thema, nicht nur aufgrund ihrer umfangreichen Flächenressourcen, sondern in den letzten Jahren auch aufgrund ihres mit der „digitalen Revolution“ umschriebenen Wandels. Die hiermit zusammenhängenden Änderungen und deren Einflüsse auf ihre bauliche Umsetzung lassen sich erahnen, sind aber momentan noch nicht in allen Auswirkungen realisierbar. Am deutlichsten sichtbar sind neben E-Books und Open Access u. a. die Bündelung von Ressourcen in der Form der Zusammenfassung von kleinen, ein begrenztes Angebot vorhaltenden und verstreut liegenden zu großen, eine Vielzahl von Angeboten bereit haltenden und zentral liegenden Bibliotheken sowie der Wandel von einem „Bücherspeicher“ – und auch hier sind Änderungen in Richtung automatisierter Zugriffssysteme auf Buchstellflächen absehbar – zu einem architektonisch anspruchsvollen Arbeits- und Lernort, vgl. auch *Abb. 1*.



Abb. 1) Bibliotheken als architektonisch anspruchsvolle Aufenthaltsorte

Fotos: HIS-HE

Die Hochschulentwicklungsplanung reagiert auf den Umbruch in der Bibliothekswelt, indem sie auf die Notwendigkeit von Effizienz, Flexibilität und Umnutzungsfähigkeit von Flächen und damit auch Gebäuden für Bibliotheksnutzungen hinwirkt. Eine hohe Umnutzungsfähigkeit kann die Anpassung an sich wandelnde Anforderungen mit einem begrenzten Ressourceneinsatz ermöglichen. Dies wiederum scheint hingegen nicht selten im Widerspruch zu den architektonischen Ansprüchen moderner Bibliotheksgebäude zu stehen.

Die Bedarfsplanung für Bibliotheken selbst kann mit ihren in der frühen Planungsphase einsetzenden Instrumentarien den Flächenrahmen der notwendigen Räumlichkeiten abstecken und die maßgeblichen Informationen zum festgestellten Nutzerbedarf liefern. Mit der Bibliothek als einladend gestalteten, hochmodernen und kommunikativen Arbeits- und Lernort hat sich auch die Bedarfsplanung auseinanderzusetzen, denn diese Funktion der modernen Bibliotheken hat unmittelbar Auswirkungen auf Umfang und Art der in den Bibliotheken benötigten bzw. bereitzustellenden Flächenarten und speziell auf die Zahl von Nutzerarbeitsplätzen.

*Nutzerarbeitsplätze* sind in der gängigen, nach wie vor gültigen und traditionellen Definition immobile Arbeitsplätze für die Nutzer der Bibliotheken, vgl. auch *Abb. 2*.

Nach DIN-Fachbericht 13 bzw. ISO 2789 ist ein Nutzerarbeitsplatz ein „Sitzplatz, bestehend aus Tisch und Stuhl mit oder ohne EDV-Ausstattung, die für Nutzer zum Zweck des Lesens oder Arbeitens zur Verfügung steht“. Diese Definition schließt Sitzplätze in Arbeitskabinen, in Gruppenarbeitsräumen sowie in den audiovisuellen und Sonderabteilungen von Bibliotheken ein. Ausgenommen sind Sitzplätze in Lounge-Bereichen und Kommunikationsflächen, im Veranstaltungsbereich sowie Bodenflächen, auf denen Nutzer sitzen können sowie ähnliche formlose Sitzgelegenheiten.

Aus obiger Abbildung wird auch deutlich, warum eine Auseinandersetzung mit der Nachfrage nach derartigen Nutzerarbeitsplätzen notwendig ist. Ist die Inanspruchnahme der Plätze rechts unten im Bild auf eine geringe Nachfrage zurückzuführen oder eher auf spezifische Rahmenbedingungen wie die Lage und Erreichbarkeit auf dem Campus, Öffnungszeiten, Gestaltung der Plätze, Architektur und Aufenthaltsqualität? Oder trifft hier ein womöglich schon fragwürdiges Konzept der Bibliothek als physischer Ort des Lernens, Studierens und Forschens auf die nicht mehr

physisch gebundene Informationssuche, die an jedem Ort auf dem Campus oder auch außerhalb des Campus stattfinden kann?

Es stellt sich also die Frage, wie groß die Nachfrage der Nutzer nach entsprechenden Arbeitsplätzen in den Bibliotheken tatsächlich ist und wie viele Nutzerarbeitsplätze demzufolge eine Bibliothek vorzuhalten hat, um ihrer Funktion als Arbeits- und Lernort bzw. Rechercheort nachkommen zu können.



Abb. 2) Eindrücke von Nutzerarbeitsplätzen in Bibliotheken

Fotos: HIS-HE

In diesem Zusammenhang ist der zeitliche Aufwand für das Selbststudium von besonderem Interesse. Unter Selbststudium werden selbstgeleitete Studienaktivitäten verstanden, wie Vor- und Nachbereitung, Fachlektüre, Studien-, Haus- und Abschlussarbeiten, Bücher ausleihen, Sprechstunden usw. Und hier wiederum ist maßgeblich, wo das Selbststudium stattfindet, ob außerhalb der Hochschule oder in der Hochschule und wo dort.

## Wo lernen und arbeiten die Studierenden?

Aufschluss über den Studienaufwand insgesamt geben u. a. die Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks, in denen alle drei Jahre die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden erhoben wird (vgl. auch 12.-20. Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks). Im Rahmen der Sozialerhebung werden die Studierenden seit 1988 gefragt, wie viel Zeit sie im aktuellen Semester für Lehrveranstaltungen (Vorlesungen, Seminare, Übungen, Praktika und sonstige betreute Studienformen), für das Selbststudium (sonstige selbstgeleitete studienbezogene Aktivitäten) und für eine eventuelle Erwerbstätigkeit neben dem Studium aufwenden. Diese Zeitbudgetaussagen geben zwar Auskunft über die zeitliche Situation des Studiums, nicht aber über die räumliche, d. h. wo z. B. das Selbststudium stattfindet. Letzteres ist jedoch maßgeblich, um Anhaltspunkte für die Nachfrage nach Nutzerarbeitsplätzen in den Bibliotheken zu bekommen.

Um die oben gestellte Frage nach den Orten des Selbststudiums beantworten zu können, hat HIS-HE im Frühjahr 2012 eine empirische Studie nicht nur zur zeitlichen, sondern auch zur räumlichen Organisation des Lernens von Studierenden durchgeführt (vgl. Vogel/Woisch: Orte des Selbststudiums 2013). Hiermit wird erstmals auch den Orten des Selbststudiums nachgegangen.

Die Befragung wurde vom 08.03.2012 bis zum 10.04.2012 als Online-Erhebung ausgeführt. Bundesweit sind Studierende aus dem HISBUS-Panel – ein vom BMBF gefördertes Online-Studierendenpanel, mit dem repräsentative Aussagen für die Studierenden in Deutschland zu Fragen der Hochschul- und Bildungspolitik gewonnen werden können – per E-Mail kontaktiert und um ihre Teilnahme gebeten worden. Angaben zur Durchführung der Untersuchung und zur Datengrundlage finden sich in Vogel/Woisch 2013, S. 2 ff., zum Projekt HISBUS unter [www.hisbus.de](http://www.hisbus.de).

Im Mittelpunkt dieser Studie zu den Orten des Selbststudiums standen drei Fragestellungen:

In welchem Umfang und wo betreiben Studierende ihr Selbststudium?

Wo möchten Sie vorzugsweise lernen?

Welche Einflussfaktoren auf die Wahl des Lernortes lassen sich identifizieren?

Bevor die Bibliotheken als einer der Orte des Selbststudiums näher betrachtet werden, werden einleitend die Ergebnisse zu diesen Fragestellungen in aller Kürze wiedergegeben. Zunächst ein Blick auf den studienbezogenen Zeitaufwand insgesamt.

### *Zu 1. Umfang und Orte des Selbststudiums*

Inzwischen liegt in Form der Sozialerhebungen eine Zeitreihe über 20 Jahre zum Studienaufwand vor. Hieran ist zu sehen, dass sich der zeitliche Gesamtaufwand für Lehrveranstaltungen (Vorlesungen, Seminare, Übungen, Praktika und sonstige Studienformen) und Selbststudium (sonstige selbstgeleitete studienbezogene Tätigkeiten) nicht geändert hat, auch nicht durch die Einführung der Bachelor- und Master-Studiengänge: seit mehr als 20 Jahren bewegt sich der studienbezogene Zeitaufwand insgesamt zwischen 34 und 37 Stunden pro Woche.

Die Befragung „Orte des Selbststudiums“ hat in Anlehnung an das Instrumentarium der Sozialerhebung im Frühjahr 2012 ebenfalls den Gesamtumfang des studienbezogenen Zeitaufwands erhoben. Vor dem Hintergrund der in der Sozialerhebung ermittelten Befunde erscheinen die Ergebnisse der HISBUS-Befragung durchaus plausibel: Insgesamt beträgt der zeitliche Aufwand für das Studium während einer typischen Woche in der Vorlesungszeit durchschnittlich 34,5 Stunden, davon 16,5 Stunden für Lehrveranstaltungen und 18 Stunden für das Selbststudium. An den Universitäten werden rund 15 Stunden für Lehrveranstaltungen und 19,6 Stunden für das Selbststudium aufgebracht, an den Fachhochschulen ist das Verhältnis von Lehrveranstaltungen zu Selbststudium in etwa umgekehrt.

Die Zusammensetzung des Zeitbudgets ändert sich je nach Studienphase: Im Verlauf des Studiums nimmt der zeitliche Umfang des Selbststudiums tendenziell zu, während für den Besuch von Lehrveranstaltungen sukzessive immer weniger Zeit aufgewendet wird.

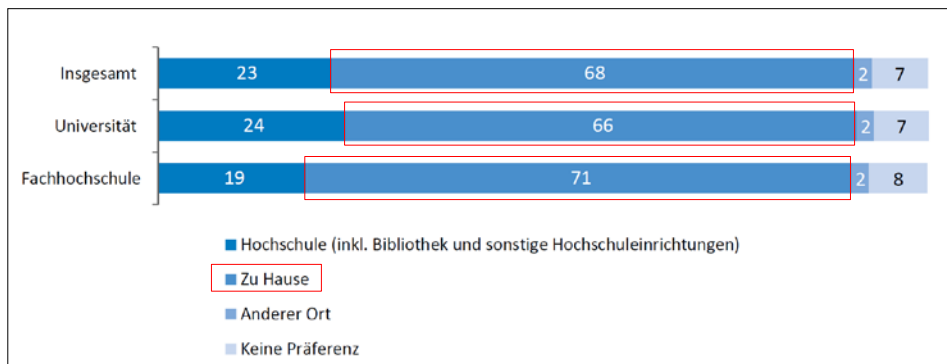
Der zeitliche Aufwand für das Selbststudium insgesamt, differenziert nach Fächern betrachtet, schwankt zwischen 15 und 25 Stunden an den Universitäten bzw. zwischen 12 und 19 Stunden an den Fachhochschulen.

Sowohl an den Universitäten als auch an den Fachhochschulen wird der mittlere zeitliche Aufwand für das Selbststudium zu etwa einem Drittel in der Hochschule und zu etwa zwei Dritteln zu Hause erbracht. In jeder Studienphase liegt der zeitliche Aufwand für das Selbststudium zu Hause mit 10,1 bis 14,0 h/w über dem Aufwand, für das Selbststudium in

der Hochschule mit 5,8 bis 10,3 h/w je nach Semester. Im Mittel beträgt der zeitliche Aufwand für das Selbststudium in der Hochschule 7,9 h/w an den Universitäten und 5,9 h/w an den Fachhochschulen.

### Zu 2. Präferenzorte des Selbststudiums

Hinsichtlich der Präferenzen bei der Wahl des Lernortes beim Selbststudium lassen sich verschiedene Typen von Studierenden unterscheiden: Der Großteil der Studierenden (mehr als zwei Drittel) bevorzugt – sofern die prinzipielle Möglichkeit besteht, den Ort zu wählen – das Selbststudium zu Hause. Knapp ein Viertel der Studierenden gibt an, dass für sie der präferierte Ort des Selbststudiums die Hochschule ist, vgl. *Abb. 3*.



HISBUS-Befragung Orte des Selbststudiums 2012

Abb. 3) Präferenztypen bei der Wahl des Lernortes, nach Hochschulart, Anteile in %

Aus der hohen Übereinstimmung der Präferenztypen mit der Wahl des Lernortes lässt sich schließen, dass die Studierenden ihre ortsbezogenen Präferenzen beim Selbststudium im Studienalltag auch weitestgehend realisieren können.

### Zu 3. Einflussfaktoren auf die Wahl des Lernortes

Als Motive für die Wahl der Hochschule als Ort des Selbststudiums spielen vor allem organisatorische Gründe eine Rolle. Während der Vorlesungszeit wollen die Studierenden ihre Präsenzzeiten in der Hochschule sinnvoll nutzen. Gleichzeitig sind „organisatorische Notwendigkeiten“ wie die Verfügbarkeit von Fachliteratur oder Gruppenarbeitsräumen in hohem Maße relevant.

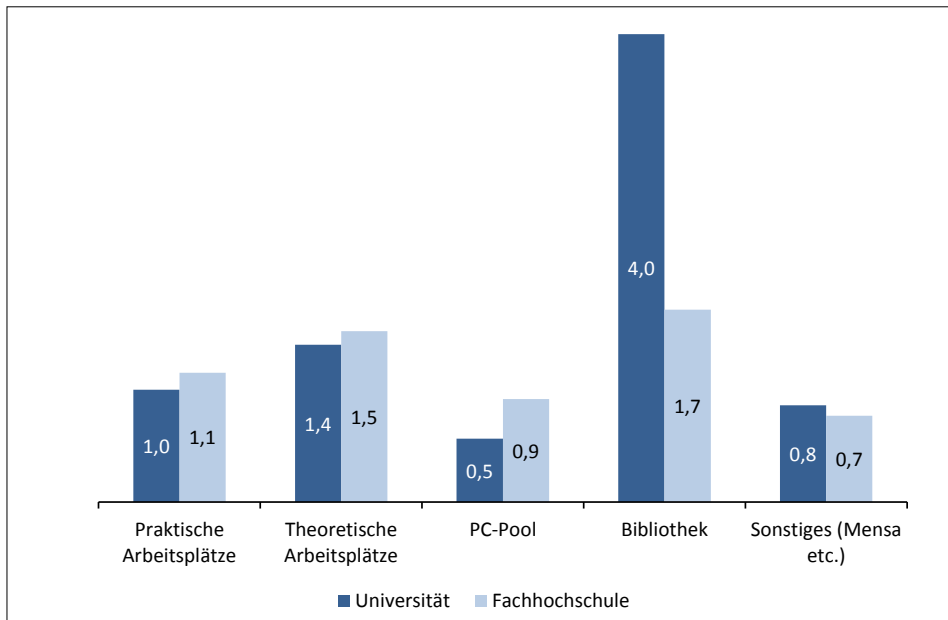
Die Motive für das Selbststudium zu Hause sind vornehmlich die Möglichkeiten zur flexiblen Zeiteinteilung und die guten, vor allem ruhigeren Arbeitsbedingungen zu Hause.

Der Anteil Studierender, der wegen unzureichender Bedingungen an der Hochschule lieber zu Hause lernt, ist im Vergleich zur Bedeutung anderer Motive relativ gering. Der Lernort Hochschule erhält im Hinblick auf die Rahmenbedingungen und Möglichkeiten zum Selbststudium insgesamt ein recht positives Urteil: jeder 2. ist sehr oder eher zufrieden, hinzu kommen 28 %, die zumindest teilweise mit den Möglichkeiten zum Selbststudium in der Hochschule zufrieden sind. Gute Bewertungen erhält die Hochschule hinsichtlich der technischen Infrastruktur sowie den zeitlichen Zugangsmöglichkeiten zu den Arbeitsplätzen. Nichtsdestotrotz werden andere Einzelaspekte auch kritisch gesehen: Vor allem hinsichtlich der Arbeitsatmosphäre (stilles Arbeiten), aber auch der Zahl der Gruppenarbeitsplätze lässt sich aus dem Studierendenurteil noch Verbesserungsbedarf ableiten.

## **Die Rolle der Bibliotheken als Orte des Selbststudiums**

Im Hinblick auf die Rolle der Bibliotheken als Arbeits- und Lernorte ist nun von besonderem Interesse, wo das innerhalb der Hochschule absolvierte Selbststudium stattfindet.

Die befragten Studierenden konnten ihren entsprechenden Zeitaufwand auf folgende Orte und Räumlichkeiten in der Hochschule aufteilen: praktische Arbeitsplätze wie z. B. Labore, Werkstätten und Ateliers, „Denk- und Schreibeplätze“, (leerstehende) Seminar-/Veranstaltungsräume, Bibliothek, Mensa/Cafeteria, PC-Pool/Computerraum, sowie sonstige Orte in der Hochschule. Diese möglichen Orte des Selbststudiums sind zu fünf Kategorien zusammengefasst worden, vgl. *Abb. 4*.



HISBUS-Befragung Orte des Selbststudiums 2012

Abb. 4) Aufwand für das Selbststudium in der Hochschule, nach Ort des Selbststudiums in der Hochschule und Hochschulart, Mittelwerte in Stunden/Woche

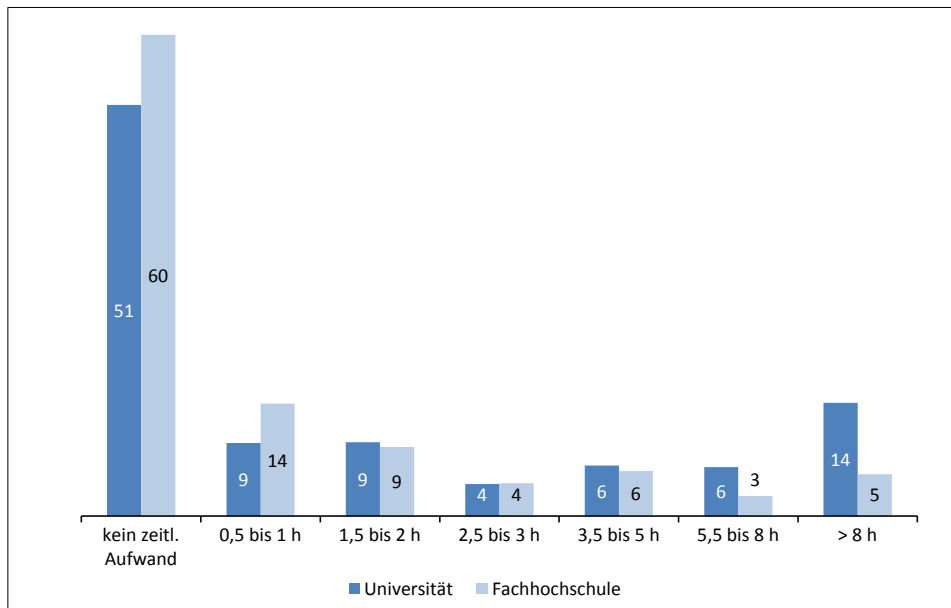
Die Abbildung macht deutlich, dass sowohl an den Universitäten als auch an den Fachhochschulen die Bibliotheken wichtige Orte des Selbststudiums sind. So wird z. B. an den Universitäten von den knapp 8 h/w, die für das Selbststudium aufwendet werden, die Hälfte in den Bibliotheken verbracht. Auch an den Fachhochschulen entfällt der höchste Mittelwert mit 1,7 h/w auf die dortigen Bibliotheken; hier konkurrieren die Bibliotheken allerdings mit der Nutzung theoretischer Arbeitsplätze außerhalb der Bibliotheken.

Die Hochschulbibliotheken nehmen demzufolge unter den Orten des Selbststudiums in der Hochschule eine herausgehobene Stellung ein. Wie stellt sich deren Inanspruchnahme als Arbeits- und Lernorte nun i. E. dar?

## Zeitbudget und Bibliotheksnutzung

Wie oben angeführt, beträgt der zeitliche Aufwand für das Selbststudium in Bibliotheken während der Vorlesungszeit im Mittel 4,0 Stunden pro Woche an den Universitäten und 1,7 Stunden an den Fachhochschulen. Wird dieser Zeitaufwand der Bibliotheksnutzer genauer untersucht, zeigt sich eine erhebliche Streuung in der zeitlichen Inanspruchnahme der Bibliotheken, vgl. *Abb. 5*.

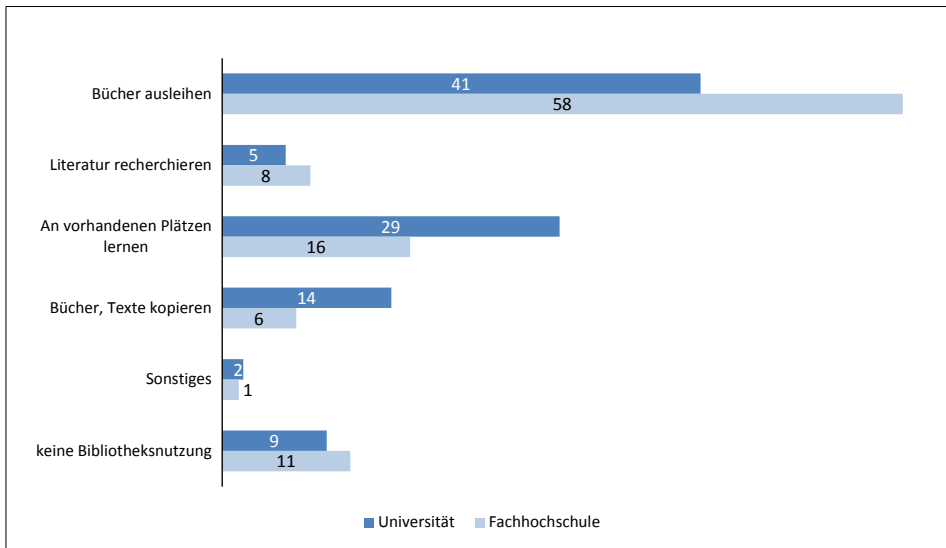
Während mehr als die Hälfte der Studierenden an Universitäten und gut zwei Drittel der Studierenden an Fachhochschulen weniger als eine Stunde pro Woche in der Bibliothek verbringt, nutzen rund 20 % (Universitäten) bzw. 8 % (Fachhochschulen) der Studierenden mit mehr als 5 h/w die Bibliothek intensiv. Es lässt sich also festhalten, dass ein überwiegender Teil der Studierenden kaum oder gar nicht in der Bibliothek lernt, ein kleiner Anteil dagegen sehr intensiv seine Lernzeit in der Bibliothek verbringt.



HISBUS-Befragung Orte des Selbststudiums 2012

Abb. 5) Aufwand für das Selbststudium in der Bibliothek, nach Hochschulart, Anteile in %

Die Nutzungsdauer von bis zu einer Stunde legt die Vermutung nahe, dass nicht die Nutzerarbeitsplätze in Anspruch genommen sondern überwiegend Bücher ausgeliehen oder abgegeben werden, Literatur recherchiert oder Texte kopiert werden. Diese Annahme wird durch die Antworten auf die Frage nach den überwiegenden Tätigkeiten in der Bibliothek bestätigt, vgl. Abb. 6.



HISBUS-Befragung Orte des Selbststudiums 2012

Abb. 6) Überwiegende Tätigkeiten der Studierenden in der Bibliothek, nach Hochschulart, Anteile in %

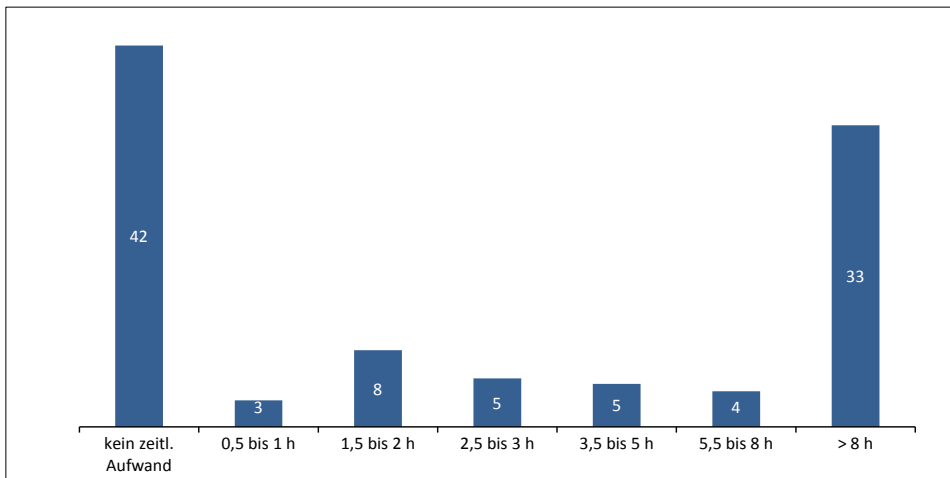
Der Großteil der Studierenden gibt an, die Bibliotheken hauptsächlich für die Ausleihe von Büchern, für die Literaturrecherche und für Kopiertätigkeiten zu nutzen. Lediglich 16 % der Studierenden an Fachhochschulen und immerhin 29 % der Studierenden an Universitäten geben an, während der Vorlesungszeit überwiegend in die Bibliotheken zu gehen, um an den vorhandenen Arbeitsplätzen zu lernen.

Für die Mehrheit der Studierenden ist die Bibliothek folglich kein Ort des Lernens, sondern ein Ort, um sich Materialien für das Lernen und Arbeiten zu Hause zu beschaffen.

## Die Rechtswissenschaften als intensivste Bibliotheksnutzer?!

Als intensivste Nutzer von Hochschulbibliotheken gelten langläufig die Studierenden des Studienbereichs Rechtswissenschaften. Das bestätigt auch die vorliegende Studie: 8,4 h/w verbringen die Studierenden der Rechtswissenschaften im Mittel während der Vorlesungszeit in der Bibliothek.

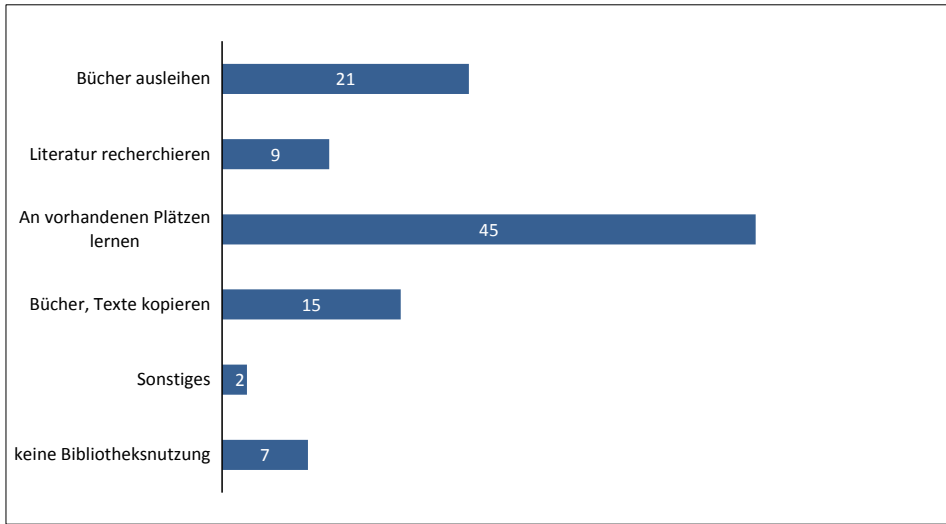
Indes zeigt sich auch hier eine breite Streuung in der zeitlichen Inanspruchnahme der Bibliotheken, die sogar noch augenfälliger ist als bei den Studierenden insgesamt: Während sich auf der einen Seite 45 % der Studierenden bis zu einer Stunde in der Bibliothek aufhalten und folglich so gut wie kein Selbststudium an den Arbeitsplätzen dort betreiben, halten sich demgegenüber 33 % der Studierenden mehr als 8 Stunden pro Woche in der Bibliothek auf, vgl. *Abb. 7*.



HISBUS-Befragung Orte des Selbststudiums 2012

Abb. 7) Aufwand für das Selbststudium in der Bibliothek, nur Studienbereich Rechtswissenschaften an Universitäten, Anteile in %

Ein Blick auf die Verteilung der überwiegenden Tätigkeiten in der Bibliothek zeigt, dass 45 % der Studierenden der Rechtswissenschaften ihre Zeit in der Bibliothek für die Ausleihe von Büchern, für Literaturrecherche und für Kopiertätigkeiten nutzt, vgl. *Abb. 8*.



HISBUS-Befragung Orte des Selbststudiums 2012

Abb. 8) Überwiegende Tätigkeit der Studierenden in der Bibliothek, nur Studienbereich Rechtswissenschaften an Universitäten, Anteile in %

Ein mit 45 % gleich großer Anteil der Studierenden nutzt hingegen die Bibliothek, um hier zu arbeiten und zu lernen.

Gegenüber den Studierenden insgesamt zeigen sich also deutliche Unterschiede in der Inanspruchnahme der Bibliotheken in den Tätigkeitsfeldern „Bücher ausleihen“, „Literatur recherchieren“ und „an vorhandenen Plätzen lernen“.

## Bedarfsplanung für studentische Arbeitsplätze

Die Bedarfsplanung trifft normalerweise keine Aussagen zum qualitativen Bedarf von studentischen Arbeitsplätzen; dazu wechseln die Anforderungen an die Ausstattung zu sehr, gerade heute und gerade in den Bibliotheken. Diese Entscheidung soll und kann vor allem überdies am Ende des Planungsprozesses getroffen werden. Aufgabe der Bedarfsplanung ist es vielmehr, den quantitativen Bedarf an studentischen Arbeitsplätzen zu ermitteln und damit eine der zentralen Informationen auch für die Bibliotheksplanung zu geben.

HIS-HE hat sich in früheren Veröffentlichungen bereits mehrfach mit der Frage des Bedarfs an studentischen Arbeitsplätzen in Hochschulen befasst (Moog 2005; Vogel/Cordes 2005). Für Bibliotheken sind u. a. Platzfaktoren für Arbeitsbibliotheken veröffentlicht worden (Vogel/Cordes 2005, siehe auch unter HP 179 in der folgenden Abbildung). Auf der Basis der nun vorliegenden Erkenntnisse zu den Orten des Selbststudiums kann die entsprechende Bedarfsplanung ergänzt und präzisiert werden.

Für die Ermittlung der erforderlichen Nutzerarbeitsplätze in Bibliotheken wird das in der vorliegenden empirischen Erhebung errechnete mittlere Zeitbudget pro Fächergruppe bzw. Studienbereich angesetzt. Die zeitliche Auslastung von Nutzerarbeitsplätzen, d. h. die möglichen Zeiten für die Nutzung der angebotenen Arbeitsplätze, wird in Anlehnung an wünschenswerte Öffnungs-/Betriebszeiten von Bibliotheken mit 70 h/w angenommen. Die platzmäßige Auslastung, d. h. der Anteil der tatsächlich besetzten Plätze an der Gesamtzahl der angebotenen Plätze, dürfte selbst bei hoher Nachfrage nicht voll ausgeschöpft werden. Hier wird ein Wert für die mittlere zu erwartende Auslastung in Höhe von 70 % angenommen, die gleichzeitig eine gewisse „Reserve“ bildet.

Aus diesen drei Parametern können nun Platzfaktoren errechnet werden, die ausweisen, wie hoch der Anteil der benötigten Arbeitsplätze bezogen auf die Gesamtzahl der Studienplätze unter den aktuellen empirischen Ergebnissen ist, vgl. Abb. 9.

Fächergruppe	Zeitbudget (Std./Woche)			Platzfaktoren			HP 179
	Theor. AP, Rechner-AP	Bibl.-AP	Summe	Theor. AP, Rechner-AP	Bibl.-AP	Summe	
Kulturwissenschaften	1,3	4,3	5,6	0,03	0,09	0,12	0,07
Recht	2,3	8,4	10,7	0,05	0,17	0,23	0,10
Sozialwissenschaften	1,3	4,2	5,5	0,03	0,09	0,12	0,07
Wirtschaftswissenschaften	1,8	5,1	6,9	0,04	0,10	0,15	0,08
Naturwissenschaften	3,1	2,0	5,1	0,07	0,04	0,11	0,05
Medizin	0,8	3,5	4,3	0,02	0,07	0,09	0,06
Agrarwissenschaften	1,0	2,1	3,1	0,02	0,04	0,07	
Ingenieurwissenschaften	3,8	2,8	6,6	0,09	0,06	0,15	0,06
Lehramt	1,7	3,9	5,6	0,04	0,08	0,12	0,07
Mittelwert Universität	1,9	4,0	5,9	0,04	0,08	0,13	0,07

HISBUS-Befragung Orte des Selbststudiums 2012

HIS-Hochschulplanung 179 - Bibliotheken an Universitäten und Fachhochschulen 2005

Abb. 9) Platzfaktoren nach Fächergruppen/Studienbereichen, Universitäten

An Universitäten werden hiernach im Mittel studentische Arbeitsplätze im Umfang von insgesamt 13 % der nachfragenden Studienplätze benötigt. Davon entfallen fast zwei Drittel auf Bibliotheken. An Fachhochschulen werden im Mittel Arbeitsplätze im Umfang von 9 % der nachfragenden Studienplätze benötigt. Hiervon entfallen ein Drittel auf Bibliotheken (ohne Abbildung, Platzfaktor 0,03).

Gegenüber den 2005 veröffentlichten Platzfaktoren zeigen sich zwar insgesamt nur geringfügige Abweichungen von 8 % gegenüber 7 %. In einzelnen Fächergruppen bzw. Studienbereichen sind jedoch merkliche Unterschiede festzustellen, am deutlichsten im Studienbereich Rechtswissenschaften.

Da mit der vorliegenden Studie erstmals Erkenntnisse zu den Orten des Selbststudiums vorliegen und noch nicht auf eine längere Zeitreihe zurückgegriffen werden kann, aus der z. B. auch ein Wandel der Nachfrage abzulesen wäre, müssen die Ergebnisse zum gegenwärtigen Zeitpunkt als Momentaufnahme gesehen werden. Die studentischen Zeitbudgets sollen in den kommenden Jahren empirisch weiter beobachtet werden.

#### *Quellen und Literatur:*

DIN-Fachbericht 13, Bau- und Nutzungsplanung von Bibliotheken und Archiven, Stand: November 2009. Berlin: Beuth 2009.

Middendorff, Elke; Apolinarski, Beate; Poskowsky, Jonas; Kandulla, Maren; Netz, Nikolai: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012 | 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung. Bundesministerium für Bildung und Forschung. Berlin 2013.

Moog, Horst: IT-Dienste an Universitäten und Fachhochschulen. HIS-Hochschulplanung Band 178. Hannover 2005.

Vogel, Bernd; Cordes, Silke: Bibliotheken an Universitäten und Fachhochschulen. HIS-Hochschulplanung Band 179. Hannover 2005.

Vogel, Bernd; Woisch, Andreas: Orte des Selbststudiums. Eine empirische Studie zur zeitlichen und räumlichen Organisation des Lernens von Studierenden. HIS: Forum Hochschule 7|2013. Hannover 2013.

# **Bibliometrie an Universitätsbibliotheken: Forschungsunterstützung im Zeitalter von “publish or perish”**

*Christian Gumpenberger, Martin Wieland und Juan Gorraiz*

## **Abstract English:**

By means of the bibliometric practices and activities at the University of Vienna this paper describes the importance of bibliometrics as an emergent field for academic librarians. It points out the manifold opportunities to provide innovative services for both academic and administrative university staff as well as to participate in the international scientific discourse. The implemented Bibliometrics Department has accepted the challenge to demonstrate its expertise and usefulness and serves as a role model for other libraries. The European Summer School for Scientometrics, launched in 2010, is a response to the lack of a pertinent education in this field which is increasingly important to fill the role of a “bibliometrics-savvy” information specialist.

**Keywords english:** library and information science, modern librarianship, academic library, bibliometrics, bibliometric services, scientometrics, European Summer School for Scientometrics

## **Abstract deutsch:**

Anhand der an der Universität Wien herrschenden bibliometrischen Praktiken und Aktivitäten beschreibt dieser Beitrag die Bedeutung der Bibliometrie als ein aufstrebendes Feld für wissenschaftliche Bibliotheken. Er zeigt die vielfältigen Möglichkeiten auf, um innovative Dienstleistungen für akademisches und administratives Hochschulpersonal anzubieten sowie sich am internationalen wissenschaftlichen Diskurs zu beteiligen. Das implementierte Team Bibliometrie hat die Herausforderung angenommen, sein Know-how und seine Nützlichkeit zu demonstrieren und will somit als Vorbild für andere Bibliotheken dienen. Die 2010 ins Leben gerufene European Summer School for Scientometrics ist als Reaktion auf das Fehlen einer einschlägigen Ausbildung in diesem Bereich zu verstehen, die zunehmend wichtiger wird, um den Nachwuchs an "Bibliometrie-versierten" Informationsspezialisten zu gewährleisten.

**Keywords deutsch:** Bibliotheks- und Informationswissenschaft, modernes Bibliothekswesen, akademische Bibliothek, Bibliometrie, bibliometrischen Services, Szientometrie, European Summer School for Scientometrics

## 1. Einleitung

Die allerersten Analysen bibliometrischer Natur wurden von Bibliothekaren durchgeführt (Cole and Eales, 1917; Gross and Gross, 1927) und dienten primär einem optimierten Bestandsmanagement. Als neue Disziplin der Bibliotheks- und Informationswissenschaften entwickelte sich die Bibliometrie allerdings sukzessive zu einem Instrument für die Messung und Überwachung des wissenschaftlichen Output. Dies öffnete die Tür für neue Anwendungsbereiche, wodurch sich die Bibliometrie allmählich in eine erweiterte Szientometrie gewandelt hat.

Heute besteht ein ständiger Bedarf, sich an die laufenden Veränderungen und neuen Anforderungen der heutigen Informationsgesellschaft anzupassen. Die in diesem Zusammenhang zu sehende zunehmende Bedeutung der Bibliometrie stellt somit zweifelsohne sowohl eine große Chance als auch eine große Herausforderung für moderne wissenschaftliche Bibliotheken dar (Ball and Tunger, 2004; Gorraiz and Wieland, Jahr 2009; MacColl, 2010; Haest, 2010; Gerritsma et al, 2010; Corral et al., 2013). Bibliometrische Verfahren kommen somit nicht nur als Instrument zur Unterstützung von erwerbungspolitischen Entscheidungen (z.B. die Auswahl und Beurteilung von Monographien, Zeitschriften, Bibliographien, Sammlungen und Datenbanken) zum Einsatz, sondern finden zunehmend Anwendung in der evaluativen Datenanalyse für ganze Institutionen oder sogar Universitäten (Ball und Tunger, 2004; Gorraiz et al, 2010; Åström and Hansson, 2012).

## 2. Ein ideales Betätigungsfeld für wissenschaftliche Bibliotheken

Der Beruf des Bibliothekars ist seit jeher mit vielen Klischees behaftet. Bibliothekare gelten generell als langweilig, traditionell bis antiquiert. Es gibt allerdings kaum ein Berufsbild, das in den letzten Jahrzehnten so vielen dramatischen Veränderungen unterzogen war wie das des Bibliothekars. Im Zeitalter der elektronischen Informationsgesellschaft gepaart mit einem zunehmend wettbewerbsorientierten wissenschaftlichen Umfeld, müssen wissenschaftliche Bibliotheken blitzschnell auf internationale Trends und Herausforderungen reagieren und ihr Anforderungsprofil entsprechend flexibel anpassen.

Bibliometrie und Szientometrie sind daher ideale Betätigungsfelder für moderne wissenschaftliche Bibliothekare, wofür es eine Vielzahl von Gründen gibt. Die bedeutendsten seien hier genannt:

- Bibliothekare haben Zugang zu den wichtigen Datenbanken und den damit verbundenen analytischen Tools und wissen diese professionell und effizient zu nutzen.
- Bibliothekare haben Erfahrung mit Datenerhebung und -bereinigung sowie mit der richtigen Erfassung und Kategorisierung verschiedenster Dokumenttypen. Sie sind weiters in der Lage, aus der Datenfülle aussagekräftige Informationen für weitere Analysen und Interpretationen zu extrahieren.
- Bibliothekare arbeiten in der Regel für unabhängige und interdisziplinäre Einrichtungen. In dieser Position sind sie prädestiniert für die Bereitstellung zentraler maßgeschneiderter Services für ihre Kunden aus den Bereichen von Wissenschaft, Forschungsmanagement und Wissenschaftspolitik.
- Bibliothekare haben nicht nur die Möglichkeit, eine Fülle von neuen Dienstleistungen zu erstellen und zu implementieren, sondern können darüber hinaus auch zum globalen fachspezifischen wissenschaftlichen Diskurs beitragen. Dies geschieht beispielsweise durch die Teilnahme an Projekten und Kooperationen, durch die Teilnahme an und die Organisation von Konferenzen und durch die aktive Veröffentlichung relevanter Erkenntnisse aus dem eigenen Wirkungskreis.

### **3. Von einer Arbeitsgruppe zur eigenen Abteilung**

Wenige österreichische Institutionen bieten bis dato professionelle bibliometrische Dienstleistungen an, und die Universität Wien ist zweifelsohne derzeit der Vorreiter in Österreich. Auf Initiative der Universitätsbibliothek Wien wurde die interinstitutionelle Arbeitsgruppe "Szientometrie" im Frühjahr 2007 gegründet. Das Ziel dieser Arbeitsgruppe war die Koordination aller universitären Organisationseinheiten, welche an der Universität Wien mit szientometrischen Aufgaben betraut sind, um die vorhandenen Kompetenzen zu bündeln. In der Arbeitsgruppe vertreten sind Mitarbeiter der Universitätsbibliothek Wien, der Abteilung für Qualitätssicherung, der Forschungsservices und des Rektorates.

Zu den Desideraten der Arbeitsgruppe zählten:

- Entwicklung von Workflows und Standards zur Analyse und Bewertung von wissenschaftlichen Publikationen auf individueller, auf institutioneller (Institute, Fakultäten) oder auf universitärer Ebene
- Erhöhung von Synergieeffekten aufgrund von koordinierten Aktivitäten in der Forschungsevaluation (interne Forschungsdokumentation RAD versus Web of Science und Scopus)
- Internationale Vernetzung mit den führenden Institutionen im Bereich der Bibliometrie und Szientometrie
- Implementierung eines bibliometrischen Helpdesk für das wissenschaftliche Personal der Universität Wien

Ein entsprechendes Projekt wurde offiziell im Sommer 2007 gelauncht. Als wichtigstes Ergebnis aller Bemühungen kann die Gründung einer eigenen Abteilung, genannt Team Bibliometrie, in 2009 angesehen werden. Bemerkenswert ist die Implementierung dieser Abteilung innerhalb der Dienstleistungseinrichtung Bibliotheks- und Archivwesen. Mittlerweile ist diese auf nahezu 3 Vollzeitäquivalente angewachsen.

Das Team Bibliometrie ist nunmehr mit den folgenden grob umschriebenen Aktivitäten befasst:

1. Lehre
2. Beratung und Expertisen
3. Organisation von Events
4. Entwicklungspartnerschaften
5. Projekte
6. Wissenschaftlicher Output

#### *Ad 1. Lehre*

Der vom Team Bibliometrie angebotene Unterricht ist auf die unterschiedlichen Bedürfnisse verschiedener Zielgruppen zugeschnitten. Regelmäßige angebotene Datenbanktrainings werden durch spontan nachgefragte Individualsessions für Studenten und Wissenschaftler komplementiert.

Verankert im Curriculum des DoktorandInnenzentrums der Universität Wien sind spezielle Kurse für Doktoranden, welche diesen ganz spezi-

fisch Web of Science und Scopus sowie allgemein auch Bibliometrie und Publikationsstrategien nahebringen.

Weiters gibt es ein eigenes Bibliometrie-Modul im Universitätslehrgang "Library and Information Studies" sowie laufende Betreuung von daraus resultierenden Projektarbeiten und Masterthesen.

Aufgrund des international wachsenden Bekanntheitsgrades mehren sich mittlerweile auch Auslandsaufenthalte von Studenten und Bibliothekaren, die bis zu mehrere Monate Erfahrung in Wien sammeln möchten. Abschließend soll hier der regelmäßige Beitrag zum Unterricht in der European Summer School for Scientometrics genannt sein (siehe 5. Projekte).

### *Ad 2. Beratung und Expertisen*

Die primäre Zielgruppe für die Beratung sind die Wissenschaftler der Universität Wien. Bibliometrisches Grundwissen wird immer wichtiger für Wissenschaftler, da Budgetentscheidungen und wissenschaftliche Karrieren zunehmend vom Ergebnis bibliometrischer Analysen beeinflusst werden.

Um Nachhaltigkeit zu gewährleisten und gleichzeitig die Reichweite zu maximieren, wurde im Jahr 2010 eine serviceorientierte Bibliometrie-Website ([www.bibliometrie.univie.ac.at](http://www.bibliometrie.univie.ac.at)) ins Leben gerufen. Diese gibt einen Überblick über die Grundlagen der Disziplin, informiert sowohl über die Vorteile als auch die Grenzen der Bibliometrie, diskutiert aktuelle bibliometrische Datenquellen, Indikatoren und Visualisierungstechniken, informiert über die neuesten Aktivitäten, Publikationen und bevorstehenden Veranstaltungen der Abteilung und bietet schließlich ein bibliometrisches Glossar.

Die Website ist derzeit nur in deutscher Sprache verfügbar, aber Teile des Inhalts sollen in Zukunft auch ins Englische übersetzt werden.

Das Team Bibliometrie steht in regelmäßigem Kontakt mit den Wissenschaftlern, sei es proaktiv oder reaktiv als Unterstützung bei einfachen bibliometrisch relevanten Fragen, umfangreicheren Datenbankrecherchen bis hin zu komplexen Beratungen im Bereich Publikationsstrategie.

Außerdem ist das Team Bibliometrie weiterhin aktiv in der Arbeitsgruppe Szientometrie vertreten und unterstützt auf diesem Weg direkt die Abteilung für Qualitätssicherung und das Rektorat. Wissenschaftseva-

uation ist derzeit ein heißes Thema und eine der größten Herausforderungen in Wissenschaftspolicy-relevanten Entscheidungen.

Das Beratungs- und Expertenportfolio umfasst:

- Entwicklung und Durchführung von Expertensuchen in bibliometrischen Datenbanken
- Datensammlung, -strukturierung und -bereinigung
- Implementierung von systematischen Expertenanalysen basierend auf effizient angewendeten bibliometrischen Methoden
- Kritische Prüfung der Aussagekraft, Zweckmäßigkeit und Interoperabilität von Forschungsevaluierungskonzepten inklusive Empfehlung der richtigen Anwendung
- Datenanreicherung für die interne Forschungsdokumentation (u:cris)
- Regelmäßige Erstellung von Reports

An der Universität Wien werden die bibliometrischen Services regelmäßig im Rahmen von Individual- und Fakultätsevaluationen sowie unterstützend bei Berufungsverfahren in Anspruch genommen.

Das Team Bibliometrie ist stets bemüht, reproduzierbare und gleichzeitig einfach zu modifizierende Suchstrings zu formulieren und die Daten sowohl Autoren-basiert als auch Institutionen-basiert abzufragen. Aufgrund der nach wie vor kaum vorhandenen Eindeutigkeit von Autoren- und Affiliationsangaben - die entsprechenden Identifikatoren-Initiativen stecken noch in den Kinderschuhen - müssen diese mühselig manuell disambiguiert werden.

In der folgenden Datenanalyse sind idealerweise immer mehrere Aspekte zu berücksichtigen:

- Aktivität = Anzahl der Publikationen entlang einer Zeitachse mit der Differenzierung der verschiedenen Dokumenttypen. Der Indikator spiegelt die Produktivität wider.
- Sichtbarkeit = Einschätzung der Publikationsquellen basierend auf Indikatoren wie Anzahl von Artikeln in referierten Zeitschriften, Impact Factor oder alternativen Metriken wie SJR (SCImago Journal & Country Rank) und SNIP (Source Normalized Impact per Paper), um sowohl das Prestige und die damit verbundene Ablehnungsquote zu reflektieren als auch Publikationsstrategien von Wissenschaftlern zu enthüllen.

- **Impakt** = Zahl der erhaltenen Zitierungen gemessen mittels verschiedener Zitationsindikatoren, um die Bedeutung von Autoren in der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu reflektieren
- **Kooperation** = Anzahl der Koautoren und Koaffiliationen, zwecks Darstellung der nationalen und internationalen Vernetzung
- **Umfang der Forschung** = Abgrenzung des analysierten wissenschaftlichen Forschungsoutput (disziplinär versus interdisziplinär)
- **Stand der wissenschaftlichen Forschung** = Bestimmung der zugrundeliegenden Wissensbasis aufgrund der Analyse der verwendeten Referenzen

Das Know-how vom Team Bibliometrie ist mittlerweile auch über die Grenzen der Universität Wien hinaus bekannt, weshalb bibliometrische Expertisen für interessierte nationale und internationale Kunden auch kostenpflichtig angeboten werden und bereits mehrfach von Forschungsfördergebern sowie Universitäten erfolgreich nachgefragt worden sind.

### *Ad 3. Organisation von Events*

Innerhalb der letzten fünf Jahre hat das Team Bibliometrie eine Vielzahl von Events organisiert und veranstaltet, um das Bewusstsein für bibliometrische Themen zu erhöhen. Als Zielgruppen wurden Wissenschaftler, Wissenschaftsmanager, wissenschaftspolitische Entscheidungsträger, Fördergeber und Bibliothekare gleichermaßen angesprochen.

- Workshop über „InCites“ (Thomson Reuters) sowie über „SciVal Spotlight“ (Elsevier), beide koorganisiert mit der eResource Management Abteilung der Universitätsbibliothek Wien
- Open Access Informationstag, koorganisiert mit der AG Open Access der Universitätsbibliothek Wien und der Abteilung für Qualitätssicherung der Universität Wien
- Vortrag über „Scale-adjusted Indicators of Scientific Activity“ (Science Metrix)
- Ranking Day, koorganisiert mit der Abteilung für Qualitätssicherung der Universität Wien
- Vortrag über “The tool-box of SCImago”
- 2 Informationsveranstaltungen zum Thema “Book Citation Index” (Thomson Reuters)

Darüber hinaus hat das Team Bibliometrie bereits mit großem Erfolg die beiden größten internationalen Konferenzen im Bereich der Biblio-

metrie und Szientometrie gemeinsam mit dem Austrian Institute of Technology (AIT) in Wien koorganisiert. Einerseits war dies die 10<sup>th</sup> International S&T Indicators Conference 2008, andererseits die 14<sup>th</sup> ISSI (International Society for Scientometrics and Informetrics) Conference 2013.

#### *Ad 4. Entwicklungspartnerschaften*

Das Eingehen von Entwicklungspartnerschaften mit der Industrie ist eine strategische Entscheidung, die vor allem bei komplexen und kostenintensiven Produkten Sinn macht. Der Partner aus dem akademischen Bereich ist dadurch in der Lage, zu einem gewissen Grad die Produktentwicklung gemäß der eigenen institutionellen Bedürfnisse zu beeinflussen und darüber hinaus spezifische Preiskonditionen zu verhandeln, welche den "Early Adopter"-Status reflektieren. Auf der anderen Seite profitiert die Industrie vom Expertenwissen des akademischen Partners und erhält wertvolle Anregungen zur Verbesserung des Produktes. Daraus ergibt sich eine „Win-Win-Situation“ für beide Seiten.

Die Universitätsbibliothek Wien (vertreten durch die Clearingstelle Konsortien, die eResource Management Abteilung und das Team Bibliometrie) hat sich in Entwicklungspartnerschaften sowohl für InCites (Thomson Reuters) als auch für SciVal Spotlight (Elsevier) bemüht, das Potenzial beider Produkte aus einem neutralen Blickwinkel zu analysieren.

Darüber hinaus ist das Team Bibliometrie ein Befürworter der ResearcherID Initiative von Thomson Reuters, mit dem Ziel, die Namen der Wissenschaftler der Universität Wien in den Thomson Reuters Produkten zu normalisieren, um die allgemeine Datenqualität zu verbessern.

#### *Ad 5. Projekte*

Das Team Bibliometrie war und ist an mehreren nationalen und internationalen Projekten aktiv beteiligt. Stellvertretend für alle sollen hier drei Projekte hervorgehoben werden:

### **Bibliometrische Bestandsaufnahme in Österreich**

Im Zeitraum Mai – August 2010 wurde der bibliometrische Kenntnisstand und die Akzeptanz bibliometrischer Verfahren in Österreich mittels einer Online-Befragung erhoben. Der Fragebogen wurde an ca. 13000 Wissenschaftler von zehn österreichischen Universitäten, der Akademie

der Wissenschaften (ÖAW) und des FWF Der Wissenschaftsfonds gesendet und mit einer Rücklaufquote von 11% beantwortet. Die Ergebnisse wurden im Rahmen der ISSI Conference 2011 in Durban, Südafrika präsentiert (Hasitzka et al., 2011).

### **Open Researcher & Contributor ID (ORCID)**

Die mangelnde Eindeutigkeit wissenschaftlicher Familiennamen und Affiliationen ist ein allgegenwärtiges und kritisches Problem in bibliometrischen Analysen. ORCID (<http://www.orcid.org/>) ist ein internationales Projekt, das dieses Problem durch die Schaffung einer offenen und unabhängigen Registrierung mit eindeutigen Kennungen zu lösen versucht. Das Team Bibliometrie der Universität Wien war eine der ersten Institutionen weltweit, die sich dieser Initiative angeschlossen haben und diese Problematik weiterhin aktiv verfolgen.

### **European Summer School for Scientometrics (esss)**

Szientometrische Verfahren werden zunehmend dazu verwendet, um Entwicklungen und Trends in Wissenschaft und Technologie zu analysieren. Die dabei getroffenen Entscheidungen haben oft schwerwiegende Folgen. Folglich erfordern das Datenhandling, das Entwickeln von Indikatoren sowie die Interpretation der analysierten Daten kompetentes Fachwissen. Dieses ist derzeit allerdings nur begrenzt vorhanden, nicht zuletzt aufgrund der fehlenden Ausbildungsmöglichkeiten.

Als Reaktion auf das Fehlen einer einschlägigen szientometrischen Ausbildung (vor allem in Mitteleuropa) und auf die steigende Nachfrage (vor allem vom Forschungsmanagement), haben sich die Universität Wien (Österreich), die Humboldt-Universität zu Berlin (Deutschland), das Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung - iFQ - (Deutschland) und die Katholieke Universiteit Leuven (Belgien) zusammengeschlossen, um kooperativ die European Summer School for Scientometrics (esss) (<http://www.scientometrics-school.eu/>) ins Leben zu rufen. Der offizielle Start erfolgte im Juni 2010 in Berlin (Gorraiz et al., 2011).

Damit wurde zum ersten Mal eine internationale, kooperative Plattform mit dem Schwerpunkt auf die praktische Anwendung von quantitativen Methoden in der Wissenschaft und in der Forschungsevaluation gegründet.

esss kombiniert Basiskenntnisse (szientometrische "state-of-the-art" Indikatoren und Methoden) mit aktuellen Trends (jährlich ausgewählte "hot topics"), vermittelt von international renommierten Experten. Das

Format versucht möglichst alle Bedürfnisse abzudecken: Ein initialer Tutorial-Day vermittelt grundlegende Informationen für Teilnehmer, die mit dem Gebiet wenig bis gar nicht betraut sind. Darauf folgen zwei Konferenztage für ein breiteres Publikum. Den Abschluss bilden drei Seminartage mit einem Mix aus Vorträgen, Hands-on Sessions und Workshops.

esss ist mit Englisch als Unterrichtssprache international ausgerichtet und wird in jährlicher Rotation an jeder der organisierenden Institutionen abgehalten. Ihre Bedeutung liegt nicht nur in der Aus- und Weiterbildung, sie ist auch ein Diskussionsforum und internationaler Treffpunkt für szientometrische Experten und solche, die es noch werden wollen.

Mittlerweile hat die esss bereits zum vierten Mal mit großem Erfolg und einer internationalen Beteiligung stattgefunden, die weit über die europäischen Grenzen hinausgeht.

#### *Ad 6. Wissenschaftlicher Output (Konferenzbeiträge und Publikationen)*

Das Team Bibliometrie beschäftigt sich derzeit kooperativ vernetzt mit folgenden Forschungsschwerpunkten:

##### *6.1 Anwendung bibliometrischer Methoden für Bibliotheken*

Als Beispiel ist hier eine Analyse des Dokumentlieferdienstes Subito genannt. In dieser wurde einerseits die Verteilung der bestellten Artikel auf die einzelnen Verleger untersucht, andererseits die Beziehung zwischen den am meisten nachgefragten und am meisten zitierten Zeitschriften analysiert (Schloegl and Gorraiz, 2006).

##### *6.2 Vergleich und Bewertung von Datenquellen und analytischen Tools*

WoS, Scopus und Google Scholar sind die wichtigsten bibliometrischen Datenquellen und deshalb beliebte Studienobjekte für diverse Untersuchungen. Als Scopus weltweit eingeführt wurde, war die Universität Wien eine der ersten Institutionen, welche die neue Datenquelle mit bereits etablierten verglichen und Scopus für bibliometrische Zwecke vorgeschlagen hat (Gorraiz, 2006; Gorraiz and Schloegl, 2008).

Wie bereits vorhin erwähnt (siehe Entwicklungspartnerschaften) beteiligt sich die Universität Wien auch aktiv an der (Weiter-)Entwicklung von analytischen Tools wie beispielsweise InCites oder SciVal und entwickelt Strategien für die optimale Lizenzierung, Implementierung und Verwendung solcher Produkte.

### 6.3 Entwicklung von Indikatoren für die Erwerbung von (e)-Ressourcen

Aufgrund der ständig steigenden Kosten für Zeitschriften einerseits und der Notwendigkeit eines möglichst raschen und breiten Zugriffs auf Forschungsergebnisse andererseits, sind neue Modelle in der wissenschaftlichen Kommunikation entstanden. Open Access Publishing stützt sich oft auf das "author-pay"-Modell, wobei in der Regel nicht der Autor, sondern die zugehörige Institution die Publikationskosten deckt. Da Publikationen heute in der Regel Kooperationsprojekte sind, stellt sich bei der Kostenaufteilung unweigerlich die Frage nach einer gerechten Kostenaufteilung. Autoren und Affiliationen können entweder absolut oder fraktional gezählt werden. Die Auswirkung beider Verfahren wurde beispielsweise im Rahmen einer zum damaligen Zeitpunkt hypothetischen österreichischen Beteiligung am globalen SCOAP<sub>3</sub> Projekt untersucht (Gorraiz and Wieland, 2009).

### 6.4 "Usage metrics" versus "citation metrics"

Zitationsmetriken sind bereits etabliert, um den Impact von wissenschaftlichem Output in der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu beurteilen. Mit der wachsenden Verfügbarkeit von elektronischen Ressourcen entwickeln sich Nutzungsmetriken zu einer interessanten Alternative zu Zitationsmetriken, da sie einen Einblick in die wissenschaftliche Kommunikation aus der Benutzerperspektive erlauben.

Das Team Bibliometrie war an zwei vergleichenden Studien in diesem Bereich mit Zeitschriften aus der Onkologie (Schloegl and Gorraiz, 2010) und der Pharmakologie (Schloegl and Gorraiz, 2011) beteiligt.

In einem vorgeschlagenen Projekt namens SERUM (Standardized Electronic Resource Usage Metrics) wurde beschrieben, wie Nutzungsdaten mit der Unterstützung von Bibliotheken global bereitgestellt werden könnten (Gorraiz and Gumpenberger, 2011). Das Ziel wäre die Entwicklung eines analytischen Tools vergleichbar mit den Journal Citation Reports (JCR), welches sich aber auf Downloads statt auf Zitationsdaten stützt. SERUM blieb leider nur ein "Blue Sky Project", jedoch finden gewisse Ideen ihre Fortsetzung im Elsevier Bibliometric Research Program (EBRP), für deren Teilnahme sich die Universität Wien erfolgreich qualifiziert hat.

### 6.5 *Identifikatoren für Wissenschaftler und Institutionen*

Eindeutige Identifikatoren sind von entscheidender Bedeutung für eine verbesserte Sichtbarkeit von Forschungseinrichtungen und den affilierten Wissenschaftlern. Auf die Problematik der Datendisambiguierung und die Unterstützung von Initiativen wie ResearcherID und ORCID wurde bereits vorhin hingewiesen. Das Team Bibliometrie ist allerdings der Ansicht, dass ein gleichermaßen funktionierendes Identifikatorensystem für Institutionen UND Wissenschaftler am besten obligatorisch auf Ebene der Europäischen Union (Gorraiz and Wieland, 2009) umgesetzt werden sollte.

### 6.6 *Kooperationsanalysen*

Kooperation ist in Zeiten der Globalisierung und von E-Science unerlässlich. Das Team Bibliometrie ist deshalb auch in diesem Feld aktiv. Entsprechende Studien wurden gemeinsam mit dem FWF Der Wissenschaftsfonds (Gorraiz et al., 2012) und mit SCImago (Benavent-Pérez et al., 2012) durchgeführt. Ziele waren einerseits die Beurteilung der verschiedenen Arten von wissenschaftlicher internationaler Zusammenarbeit sowie andererseits die Untersuchung des Einflusses von Kooperationen auf die Exzellenz von Universitäten in vier ausgewählten Regionen der Welt.

### 6.7 *Negative Forschungsergebnisse*

Die Bedeutung der Veröffentlichung von negativen Ergebnissen steht außer Frage. Der wissenschaftliche Fortschritt in einigen Disziplinen wird durch die vorherrschende Praxis der Wissenschaftler behindert, negative Forschungsergebnisse entweder unter Verschluss zu halten oder gar zu verwerfen, da diese nicht als besonders attraktiv und karriereförderlich empfunden werden. Dabei wäre deren Veröffentlichung von unschätzbarem Vorteil, um unnötige Duplikation von Forschungsarbeit zu vermeiden, öffentliche Gelder einzusparen und durch Transparenz die wissenschaftliche Kommunikation zu fördern. Das Team Bibliometrie bemüht sich daher in einem kooperativen Forschungsprojekt mit INIST-CNRS (Institut de l'Information Scientifique et Technique) und dem AIT (Austrian Institute of Technology) um eine sinnvolle Bearbeitung dieser wichtigen Thematik. Ziele sind die Analyse der bibliometrischen und semantischen Natur der negativen Ergebnisse sowie die Entwicklung geeigneter Methoden zur Identifizierung negativer oder nicht schlüssiger Ergebnisse (Gumpenberger et al., 2012).

### 6.8 *Quantitative Methoden für die Sozial- und Geisteswissenschaften*

Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften sind die Einsatzmöglichkeiten der Bibliometrie in den Sozial- und Geisteswissenschaften noch sehr eingeschränkt. Das Team Bibliometrie beschäftigt sich deshalb auch mit der Förderung der verantwortungsvollen und sinnvollen Nutzung und Bereitstellung von bibliometrischen Methoden und Indikatoren in diesen Disziplinen. Beispielsweise sei hier eine Studie erwähnt, in der es um den Vergleich des internationalen Publikationsoutput und Forschungsimpakts der Sozialwissenschaften an den Universitäten Wien, Zürich und Oslo (Gorraiz et al., 2009) ging.

Die Anwendung quantitativer Verfahren muss und soll aber nicht auf den evaluativen Charakter beschränkt bleiben. Die Zitationsanalyse, kombiniert mit der Häufigkeitszählung von Erwähnungen von Persönlichkeiten in biographischen Quellen, hat sich als wertvolle Methode in der Wissenschaftsforschung herausgestellt. Das Team Bibliometrie hat anlässlich des 100. Todestages von Francis Galton eine retrospektive Analyse des Werks dieses Universalgenies erstellt (Gorraiz et al., 2011).

## 4. **Schlussfolgerungen**

Ein wissenschaftlicher Bibliothekar im digitalen Zeitalter zu sein ist wahrlich eine Herausforderung. Neben einem enormen Fachwissen braucht es dazu den Weitblick, internationale Trends zu erkennen, und die Beharrlichkeit, folglich innovative Lösungen für alle Zielgruppen der Bibliothek zu implementieren.

Die Mission einer wissenschaftlichen Bibliothek ist es, alle Aktivitäten der Institution im Bereich von Forschung und Lehre auf höchstem internationalem Niveau zu unterstützen. Dies ist nur möglich durch das Anbieten von qualitativ hochwertigen Informationsdienstleistungen und durch die Bereitstellung eines garantierten Zuganges zu relevanten Informationsressourcen.

Es wird nach wie vor eine wichtige Aufgabe bleiben, unverzichtbare Printbestände für künftige Generationen zu bewahren. Allerdings haben mittlerweile die elektronischen Medien ihren weltweiten Siegeszug angetreten. Das effiziente Management von elektronischen Ressourcen hat nun oberste Priorität, da elektronischer Content unbestritten als Schlüsselfaktor im modernen Bibliotheksmanagement anzusehen ist, der ideal-

erweise frei von räumlichen und zeitlichen Barrieren am Desktop der Benutzer zur Verfügung steht.

Neue Rollen für wissenschaftliche Bibliothekare sind die Förderung von Informationskompetenz, die Optimierung der Rahmenbedingungen für Studierende und Wissenschaftler (Bibliothek als Raum der Kommunikation und des vernetzten Arbeitens), vermehrte Bewusstseinsbildung und (inter)nationale Zusammenarbeit, aktive Teilnahme an neuen Trends der wissenschaftlichen Kommunikation wie der Open Access-Bewegung sowie die Unterstützung der Forschungsevaluation mit hochwertigen bibliometrischen Daten - gleichermaßen bereitgestellt für Wissenschaftler, für Qualitätsmanager und Forschungsmanager sowie für Dekane und Rektoren.

Dabei ist es unerlässlich, auf die genauen Bedürfnisse des wissenschaftlichen Personals einzugehen und mittels bibliothekarischer Fachexpertise und Services die Verbreitung der wissenschaftlichen Leistungen der eigenen Institution zu optimieren. Viele wissenschaftliche Bibliothekare verfügen aber auch über einen Abschluss in "Library and Information Science". Sie sind somit per se auch Wissenschaftler und sollten sich daher nicht ausschließlich als Dienstleister sehen, sondern vielmehr auch aktiv am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmen und ihr umfangreiches Wissen auf Konferenzen oder in Publikationen mit der Gemeinschaft teilen.

Bibliometrie ist ein ideales Betätigungsfeld für wissenschaftliche Bibliothekare, da es die Entwicklung und Implementierung von innovativen Dienstleistungen erlaubt, die sowohl vom akademischen als auch vom administrativen Hochschulpersonal genutzt werden können. Auf diese Weise stellen Bibliothekare sicher, eine aktive Rolle bei der Entwicklung neuer Strategien und bei der Förderung von Innovation einzunehmen. Qualitative Prozesse wie Peer-Review stoßen zunehmend an ihre Grenzen und werden deshalb zunehmend durch quantitative Methoden wie die Bibliometrie ergänzt. Wie bereits ausgeführt, sind Bibliothekare prädestiniert diese Rolle auszufüllen und dadurch ihre Position innerhalb der Institution zu festigen.

Darüber hinaus sind Bibliometrie und Szientometrie aufstrebende Felder in der Informationswissenschaft und bieten ausreichend Möglichkeiten, die gesammelten Erfahrungen aus entwickelten bibliometrischen Dienstleistungen und Projekten wissenschaftlich festzuhalten und zu verbreiten.

Das Team Bibliometrie der Universität Wien hat die Zeichen der Zeit erkannt und versucht, beiden Rollen gerecht zu werden - sowohl der Rolle als hochwertiger bibliometrischer Service Provider als auch der Rolle des Wissensproduzenten. Es ist zweifellos eine Herausforderung, die unterschiedlichen Anforderungen der einzelnen Zielgruppen mit der momentanen personellen Ausstattung zu erfüllen. Man wird jedoch belohnt durch die positive Resonanz zufriedener "Kunden", die ihre Zufriedenheit im Schneeballeffekt weitergeben, was sich in einer wachsenden Nachfrage widerspiegelt und die Wichtigkeit des eingeschlagenen Weges bestätigt.

## Hinweis

Dieser Artikel ist eine ins Deutsche übersetzte, aktualisierte und erweiterte Version von: Gumpenberger, Ch., Wieland, M., Gorraiz, J. (2012). „Bibliometric Practices and Activities at the University of Vienna“. *Library Management*, 33 (3), 174-183.

## Referenzen

Åström, F. and Hansson, J. (2012). How implementation of bibliometric practice affects the role of academic libraries.

*Journal of Librarianship and Information Science*, Online First Version of Record May - May 15, 2013.

Ball, R. and Tunger, D. (2004). Bibliometrische Analysen - ein neues Geschäftsfeld für Bibliotheken?

*B.I.T. online*, 7(4), 271-278.

Benavent-Pérez, M., Gorraiz, J., Gumpenberger, Ch., de Moya-Anegón, F. (2012). The different flavors of research collaboration: a case study of their influence on university excellence in four world regions.

*Scientometrics*, 93(1), 41-58.

Cole, F. J. and Eales, N. B. (1917). The history of comparative anatomy. Part I: A statistical analysis of the literature.

*Science Progress*, 11, 578-596.

Corrall, S., Kennan, M. A., Afzal, W. (2013). Bibliometrics and research data management services: emerging trends in library support for research.

*Library Trends*, 61(3), 636-674.

Gerritsma, W., van Veller, M., van Zeist, C., van der Togt, P. and Leon, C. (2010). Bibliometrics in the library, putting science into practice. Book of Abstracts of the *11th Int. Conference on Science and Technology Indicators Leiden*, 98.

Gorraiz, J. (2006). Web of Science versus Scopus oder Das aktuelle Dilemma der Bibliotheken. [Web of Science versus Scopus or The current dilemma of libraries.]. *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare*, 59(1), 25-30.

Gorraiz, J., Gumpenberger, C. (2010). Going beyond Citations: SERUM — a new tool provided by a network of libraries. *Liber Quarterly*, 20, 1, 80-93, <http://liber.library.uu.nl/publish/articles/000492/article.pdf>

Gorraiz, J., Schloegl, C. (2008). A bibliometric analysis of pharmacology and pharmacy journals: Scopus versus Web of Science. *Journal of Information Science*, 34(5), 715-725.

Gorraiz, J.; Wieland, M.:(2009). Bibliometrie – eine neue Herausforderung für die Bibliotheken. 30. *Österreichischer Bibliothekartag: The next Generation, Das Angebot der Bibliotheken*. Graz, 17.9.2009, <http://www.bibliothekartag.at/2009/nextgen/abstract20090916to3001p01.htm>

Gorraiz, J., Wieland, M. (2009). The end of barren disambiguation: Introducing an International Standard Researcher Number (ISRN) and an International Standard Institution Number (ISIN). <http://phaidra.univie.ac.at/0:37899>

Gorraiz, J., Wieland, M. (2009). Multi-authored publications: their influence in the distribution of the financing costs in world licenses. *Research Evaluation*, 18, 215-220.

Gorraiz, J., Gumpenberger, C, Mayer, W. (2010). Bibliometric practices and activities at the University of Vienna. *INFORUM 2010. 16th annual Conference on Professional Information Resources*. May 25th - 27th 2010, Prague <http://www.inforum.cz/proceedings/2010/119>

Gorraiz, J., Gumpenberger, C., and Wieland, M. (2011): Galton 2011 revisited: a bibliometric journey in the footprints of a universal genius, *Scientometrics*, 88 (2), 627-652.

Gorraiz, J., Reimann, R., Gumpenberger, C. (2012): Key factors and considerations in the assessment of international collaboration: A case study for Austria and six countries, *Scientometrics*, 91 (2), 417-433.

Gorraiz, J., Greil, M., Mayer, W., Reimann, R., Schiebel, E. (2009). International publication output and research impact in social sciences: comparison of the Universities of Vienna, Zurich and Oslo. *Research Evaluation*, 18, 221-232.

- Gorraiz, J., Gumpenberger, C., Glänzel, W., Debackere, K., Hornbostel, S. and Hinze, S. (2011). *esss 2010: A review of the inaugural European Summer School for Scientometrics in Berlin*. *Scientometrics*, 86 (1), 235-236.
- Gumpenberger, Ch., Gorraiz, J., Wieland, M., Roche, I., Schiebel, E., Besagni, D., Francois, C. (2012). Exploring the bibliometric and semantic nature of negative results. *Scientometrics*, 95, 277-297.
- Gross, P. L. K. and Gross, E. M. (1927). College libraries and chemical education. *Science*, 66(1713), 385-389.
- Haest, F. (2010). Evaluation of Research Performance. Is there a role for libraries? *WissKom2010*, Jülich, 8.-10. November 2010.
- Katharina Hasitzka, Christian Gumpenberger, Juan Gorraiz, Martin Wieland: The „Sound of Bibliometrics“: an analysis of ist level of awareness and acceptance in Austria. *Proceedings of the ISSI 2011 Conference, Durban, South Africa, 04-07 July 2011*. Vol.1, 267-279.
- MacColl, J. (2010). Library roles in university research assessment. *LIBER Quarterly*, 20 (2), 152-168.  
<http://liber.library.uu.nl/publish/articles/000498/article.pdf>
- Schloegl, C., Gorraiz, J. (2006). Document delivery as a source for bibliometric analyses: the case of Subito. *Journal of Information Science*, 32(3), 223-237.
- Schloegl, C. and Gorraiz, J. (2010). Comparison of citation and usage indicators: the case of oncology journals. *Scientometrics*, 82(3), 567-580.
- Schloegl, C., Gorraiz, J. (2011). Global usage versus global citation metrics: The case of pharmacology journals. *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, 62(1), 161-170.

## Zusammenfassung und Ausblick

*Joachim Hennecke*

Im Folgenden wird rückblickend das Symposium kurz zusammengefasst, wobei auch diejenigen Vorträge einbezogen werden, die aus verschiedenen Gründen nicht in einer aufbereiteten Langfassung für den Druck zur Verfügung gestellt werden konnten.

In seinem Festvortrag beleuchtete Prof. Dr. Ernst Seidl, Leiter des Museums der Universität Tübingen (MUT), zunächst den baugeschichtlichen Hintergrund der Universitätsentwicklung und der Entstehung eigenständiger Universitätsgebäude. Dabei lassen sich im Wesentlichen drei große Schübe der universitären Bauentwicklung unterscheiden.

Die spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Universitätsgründungen erwachsen aus zunftähnlichen Wissenschaftsgemeinschaften einerseits und an der klösterlichen Kultur orientierten Kollegien andererseits, wobei letztere durch die prägenden Funktionsräume wie Hörsaal, Bibliothek, Speise- und Wohnräume architektonisch für die erste Phase der städtischen Universitätsbauten prägend wurden. Auch die nach 1500 u.a. fürstlich oder städtisch gestifteten Universitäten entsprachen zumindest mit dem zentralen Kollegiengebäude diesem ursprünglichen Bautypus.

Der zweite große Entwicklungsschub für den Universitätsbau ergab sich im Laufe des 19. Jahrhundert ausgelöst durch das Bevölkerungswachstum, den wachsenden Anteil bürgerlicher Studenten und die Ausdifferenzierung der verschiedenen Wissenschaftsfächer. Nicht zuletzt der gestiegene Platzbedarf der Universitäten führte in vielen Fällen zu neuen Universitätsbauten an den Rändern der Innenstädte, i.d.R. aber noch nah zu den Stadtzentren. Wichtig, durch die Blüte der Wissenschaften eher noch an Bedeutung gewinnend, blieben auch in dieser Phase repräsentative Zentralgebäude von palastähnlichem Zuschnitt, die wesentliche Funktionsräume wie das Audimax, das Präsidium der Universität und weitere zentrale Verwaltungseinheiten beherbergten. Neben diesen repräsentativen Zentralbauten entstanden die verschiedenen Institutsgebäude

oft über die ganze Stadt verteilt. In den kleineren Universitätsstädten wurden eigenständige Universitätsbibliotheken anders als in den größeren Haupt- und Residenzstädten oft erst nachlaufend und - u.a. durch die immer stärker prägenden bürgerlichen Sozialstrukturen bedingt - auch nicht mehr als palastähnliche Gebäude errichtet. Sie entstanden oft in einem Mischstil mit Klassik- und Jugendstilelementen. In diese baugeschichtliche Phase ist auch die Alte Universitätsbibliothek der Friedrich-Alexander-Universität einzuordnen.

Eher ein Beispiel für den dritten großen Entwicklungsschub der Universitätsentwicklung ab den 1960er Jahren findet sich in Erlangen direkt gegenüber der Alten UB im jüngst erst energiesanierten, 1974 errichteten Neubau der Universitätsbibliothek.

Herr Dr. Clemens Wachter, Archivar der Friedrich-Alexander-Universität widmete sich eingehender dem Bau der Alten UB von 1913 und ihrem Architekten Friedrich Schmidt.

War die Universitätsbibliothek nach dem Wiederaufbau des Erlanger Schlosses als zentralem Universitätsgebäude in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts auch dort untergebracht, zeigte sich doch im Laufe der Jahre verstärkt die Notwendigkeit eines eigenständigen Bibliotheksgebäudes, zumal sie im Schloss immer mehr Raum beanspruchte und ab 1889 sogar alleinige Nutzerin des Schlossgebäudes war. Die baulichen und kaum anpassungsfähigen Gegebenheiten des Erlanger Schlosses wurden für den Betrieb der ständig wachsenden Universitätsbibliothek allerdings immer unzureichender. Für die Anfang des 20. Jahrhunderts erreichte Bestandsgröße von 250.000 Monographien- und Zeitschriftenbänden sowie knapp 300.000 Dissertationen war ein Neubau dann zwingend erforderlich.

Nach der Grundsteinlegung 1911 konnte die Bibliothek am 4. November 1913 eröffnet werden. Entstanden war ein Gebäude, bei dem der Benutzungsbereich und das Magazin zwar in architektonisch sichtbar getrennten Gebäudeteilen, aber verbunden durch eine für die Wissenschaftler zugängliche Verbindungstür untergebracht wurden. Den Dozenten sollte dadurch ermöglicht werden, ihre Bücher am Regal selbst auszusuchen.

Architekt des Gebäudes war der 1879 in Bayreuth geborene Friedrich Schmidt, der am 1. März 1907 zum Universitätsbauinspektor und Vorstand der neu eingerichteten Erlanger Universitätsbauinspektion (später: Universitätsbauamt) ernannt wurde. Neben der Universitätsbibliothek und

dem anschließend folgenden Umbau des Erlanger Schlosses gestaltete Schmidt jedoch nur einige kleinere Universitätsgebäude, insbesondere Klinikbauten. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 wurde er nämlich bereits zum Kriegsdienst eingezogen und konnte sich daher mit der universitären Bautätigkeit bis 1918 nur unzureichend in Form einiger an der Front entstandener Entwürfe befassen. 1919 wurde Friedrich Schmidt als Bauamtmann in das Reichsministerium für Wiederaufbau nach Berlin berufen. Im Zuge dieser Verwaltungstätigkeit war er hauptsächlich im Bereich der Bauforschung, für die Berliner Wohnungsbaugesellschaften und während des Nationalsozialismus auch für dem Reichsarbeitsministerium zugeordnete Forschungsstellen im Bereich des Siedlungs- und Wohnungswesens tätig und übernahm Lehrtätigkeiten an der Technischen Hochschule Berlin. Nach dem zweiten Weltkrieg zog er zurück nach Bayern und verstarb dort an seinem letzten Wohnsitz in Weilheim im April 1951.

Nach den historischen Untersuchungen zur Architektur der Alten UB befasste sich der Kustos der Universität Erlangen-Nürnberg, Herr Udo Andraschke, M.A., mit den universitären Sammlungen, insbesondere der Friedrich-Alexander-Universität, von denen eine Reihe auch in der Alten UB untergebracht sind. Unter dem Titel „Umräumen – das Depot als epistemologische Baustelle“ stellte er dabei den Ort in den Mittelpunkt, an dem im Gegensatz zu der dem Publikum i.d.R. allein zugänglichen fertigen Ausstellung der Sammlungsobjekte diese erst in eine Ordnung gebracht, katalogisiert, systematisiert und eben „verräumt“ werden. In den genannten Tätigkeiten, die ja in gewisser Weise auch für Bibliotheken charakteristisch sind, kommt dabei auch eine Verbindung zur Bibliothek unmittelbar zum Ausdruck. Historisch gesehen ist es daher nicht verwunderlich, dass Bibliotheken und Sammlungen von Universitäten seit der frühen Neuzeit oft eine institutionelle Einheit bildeten. Auch die Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg beherbergt eine Reihe von nicht-Buch-Sammlungen (u.a. Münzen und Graphiken), veranstaltet Ausstellungen und verfügt noch über einen Ausstellungsbereich.

Nichtsdestoweniger entwickelten sich Bibliotheken und universitäre Sammlungen im Laufe der Zeit zu funktional eigenständigen Infrastrukturleistungen. Dies lässt sich u.a. auf einen wesentlichen Unterschied zwischen den „Sammlungen der Dinge“ und den „Sammlungen der Inhalte“ zurückführen. Die dinglichen universitären Objekte tragen gerade durch die aufbewahrende Sammlungstätigkeit im Depot ihren potentiellen Erkenntnisgewinn in sich, indem sie immer wieder aus der veränderten Wissenschaftswelt mit jeweils anderen Methoden, Instrumenten und

Vermittlungsabsichten als sinnlich wahrnehmbare Gegenstände neu befragt werden können. Das Depot einer Sammlung darf deshalb nicht als Vorratshaltung missverstanden werden, so als ob die dort befindlichen Gegenstände immer für den gleichen Zweck quasi zwischengelagert wären. Die Sammlungen werden im Depot immer auch auf Sachverhalte hin aufbewahrt, mit denen gegenwärtig noch gar nicht gerechnet werden kann.

Der potentielle Erkenntnisgewinn bei der Bibliotheksfunktion liegt dagegen wesentlich in den Inhalten und nicht in der Gebrauchsform. So muss z.B. die rein physische Anordnung der Bücher nicht für latente neue Deutungsmuster offen gehalten werden, Bibliotheken sind insofern also nicht mit den Depots der universitären Sammlungen vergleichbar (wobei es in einigen Bereichen, z.B. beim „alten Buch“, natürlich Überlappungen von Sammlungs- und Bibliotheksfunktionen gibt). Die Sammlung der physischen Bücher in einer Bibliothek lässt sich dagegen viel eher als Vorratshaltung auffassen, da der Gebrauchszweck des Buches als Ding immer gleich bleibt. Für die Bibliotheken steht anders als für die Sammlungsdepots daher die Aufbereitung der Inhalte an erster Stelle.

Das „Umräumen“ im Sammlungsdepot, das Aufbereiten der Sammlungsobjekte für eine konkrete Ausstellung, das i.d.R. auf eine Neubefragung der Gegenstände unter veränderten Erkenntnisbedingungen antwortet, wurde an Beispielen von Sammlungen der Friedrich-Alexander-Universität näher betrachtet, namentlich an der Sammlung der Pathologie und der Schulgeschichtlichen Sammlung.

So geriet die Sammlung der pathologischen Objekte zunächst für längere Zeit in Vergessenheit, nachdem für die medizinische Ausbildung immer weniger auf die präparierten Organe und immer mehr auf Diapositive zurückgegriffen wurde. In den letzten Jahren ist aber das Interesse an den ursprünglichen Präparaten wieder angestiegen, weil einerseits immer weniger Autopsien durchgeführt werden, und andererseits der Erkenntnisgewinn durch die Präparation selber wieder stärker in den Fokus der Medizinerbildung gerückt ist. Das neu erwachte Interesse an der Sammlung manifestiert sich zudem in einem Dissertationsprojekt, in dem die Sammlung nach gegenwärtigem Stand wissenschaftlich katalogisiert wird.

Große Aufmerksamkeit fand auch die innerhalb der Schulgeschichtlichen Sammlung bestehende Sammlung von Schülerbriefen, für die das Schulmuseum Nürnberg und die Zentralkustodie der Friedrich-Alexander-Universität 2012 die Wanderausstellung „Willst Du mit mir

gehen? Botschaften unter der Schulbank“ konzipierte, die u.a. im Museum für Kommunikation in Frankfurt am Main zu sehen war. Basierend auf einem Depot von etwa 2.500 Schülerbriefchen, die zum größten Teil aus der Schenkung eines Nürnberger Mathematiklehrers stammen, konnten aus den in der Ausstellung zusammengestellten ca. 150 Exponaten interessante Einsichten in die Alltagsprobleme der Schüler, gerade jenseits des Unterrichtsgeschehens wie z.B. erste Liebe, Träume, Leistungsdruck oder soziale Inklusion gewonnen werden.

Die Beispiele illustrierten hervorragend, dass die Objektsammlungen je nach an sie herangetragenen Fragen und Methoden über Räume und Zeiten hinweg jeweils unterschiedliche, aber immer aktuelle Erkenntnisgewinne zu realisieren vermögen.

Frau Dr. Marianne Dörr, leitende Bibliotheksdirektorin der Universitätsbibliothek Tübingen, sprach anschließend über die „retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Sammlungen in Universitätsbibliotheken“ und ging dabei zunächst auf die rasante Entwicklung dieser von Bibliotheken seit etwa 20 Jahren systematisch betriebenen Dienstleistung ein. So weist das Zentrale Verzeichnis Digitalisierte Drucke (ZVDD) im Oktober 2013 weit über 1 Million digitalisierter Titel aus, in 2011 waren dies noch weniger als die Hälfte. Auch wenn ein großer Teil dieser digitalen Drucke durch das Google-Digitalisierungsprojekt der Bayerischen Staatsbibliothek erstellt wurde, hat auch das Engagement öffentlicher Förderinstitutionen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft viel zum nachhaltigen Erfolg der Digitalisierungsinitiativen beigetragen, nicht zuletzt durch die Bereitstellung der DFG-Praxisregeln Digitalisierung und des DFG-Viewers. Das dahinter stehende Bemühen um standardisierte Bearbeitung und einheitliche nutzerfreundliche Präsentation kann kaum unterschätzt werden, ist die Digitalisierung doch kein Selbstzweck, sondern soll die wissenschaftliche Beschäftigung mit den alten Drucken erleichtern und auch neue Formen der wissenschaftlichen Arbeit begünstigen.

Die Digitalisierung – nicht nur von Literatur, sondern grundsätzlich auch von Objektsammlungen – kann als durchaus anspruchsvolle Zukunftsaufgabe der Bibliotheken verstanden werden. Allein was die Digitalisierung der Drucke betrifft, wartet noch einige Arbeit auf die Bibliotheken mit umfangreichem Altbestand, zu denen sich auch die UB Erlangen-Nürnberg zählen darf. Um der Wissenschaft gut handhabbare und umfassende Textsammlungen zur Verfügung stellen zu können, müssen nicht zuletzt noch in erheblichem Umfang Mittel von den jeweiligen Unter-

haltsträgern eingeworben werden, da sich die DFG-Förderung maximal auf 50% und auch nur der im deutschen Sprachraum erschienen Drucke ausdehnen lässt.



Abb. 1) Digitalisierungsstelle, UBE

Neben der notwendigen Bereitstellung finanzieller Ressourcen kann als weiteres Desiderat die Notwendigkeit einer internationalen Nachweisplattform für Digitalisate benannt werden. Zwar kann potentiell die Europeana zu einem europaweiten Nachweisinstrument entwickelt werden, aber die Beschränkung auf den europäischen Raum wird angesichts der weltweit verteilten alten Drucke und ihrer Erforschung kaum ausreichend sein.

Auch die Digitalisierung urheberrechtsbewehrter Literatur steckt in Deutschland noch immer in den Anfängen (Beispiele sind die Projekte „DigiZeitschriften“ und - auf Monographien ausgerichtet - „Digizo“). Die Hauptprobleme für weitere erfolgreiche Projekte in diesem Bereich liegen in den restriktiven Regelungen des deutschen Urheberrechts einerseits sowie in der bisher noch unterentwickelten Bereitschaft deutscher Verlage, sich auf Digitalisierungskooperationen mit den Bibliotheken einzulassen. Andererseits wird schon deshalb noch viel Zeit vergehen, bis die Lücke zwischen dem digitalisierten urheberrechtsfreien Bestand und den E-Books geschlossen werden kann.

Eine weitere Herausforderung besteht darin, die digitalen Buchsammlungen in digitale Textsammlungen zu verwandeln, d.h. die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem digitalisierten Material durch die Herstellung durchsuchbarer Volltexte zu verbessern. Dabei besteht ein wesentliches Problem darin, die alten Schriften, etwa die deutsche Frakturschrift, für die Anwendung automatisierter Erschließungsverfahren nutzbar zu machen. Auch dazu sind mittlerweile Förderprogramme, u.a. seitens der DFG und der Europäischen Union aufgelegt worden, die Fortschritte sind noch überschaubar, aber immerhin gegeben.

Schließlich liegen weitere Aufgabenfelder bei der Digitalisierung der großen Massen an Zeitungsliteratur und Archivmaterialien sowie der bereits angesprochenen Digitalisierung von Objektsammlungen. Gerade für letztere fehlen noch weitgehend Digitalisierungsstandards. Die vorhandenen Nachweisportale für Digitalisate unterschiedlicher Gattungen und Objekte, wie z.B. wiederum die Europeana oder auch die Deutsche Digitale Bibliothek haben in ihrem Entstehungsprozess bereits gezeigt, wie wichtig z.B. die Festlegung übergreifender Metadatenschemata wäre.

Wurde mit dem Thema „Digitalisierung“ bereits eine neue bedeutende und zukunftsweisende Dienstleistung des „Unternehmens Bibliothek“ beschrieben, so befasste sich der Vortrag von Frau Korinna Haase, stellvertretende Leiterin des Arbeitsbereichs Bauliche Hochschulentwicklung bei der HIS-Hochschulentwicklung des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung in Hannover (HIS-HE im DZHW), mit der „Bibliothek als Arbeits- und Lernort“ und lieferte interessante Einsichten in die Planungsprozesse, die die baulichen Entwicklungen der Hochschulen auf Jahrzehnte hinaus prägen werden. Mit dem „Arbeits- und Lernort“ wurde eine weitere wichtige, diesmal gebäudebezogene Dienstleistung von Universitätsbibliotheken im digitalen Zeitalter angesprochen. Denn gerade die Entwicklung elektronischer Dienste (u.a. E-Books und Open Access Publikationen) förderte auch den Wandel der Bibliotheksbenutzungsflächen hin zu modernen Arbeits- und Lernorten, eine Entwicklung, die bei weitem noch nicht abgeschlossen ist.

Die Hochschulentwicklungsplanung ist bemüht, diesen Funktionswandel der Universitäten und auch der Bibliotheken mit einer auf Flexibilität und Effizienz ausgerichteten Flächennutzungsplanung zu unterstützen. Einen wichtigen Planungsgegenstand bildet dabei der Bedarf an Nutzerarbeitsplätzen, denn angesichts der Vielzahl elektronischer Dienstleistungen von Universitätsbibliotheken, die direkt vom universitären oder häuslichen PC der Bibliotheksnutzer abgerufen werden können, stellt sich

zwangsläufig die Frage, wie hoch der Bedarf an Arbeitsplätzen in den Bibliotheksgebäuden selbst eigentlich noch ist.

HIS-HE hat im deshalb im Frühjahr 2012 eine empirische Studie zur zeitlichen, vor allem aber auch zur räumlichen Organisation des Lernens von Studierenden durchgeführt („Orte des Selbststudiums“). Im Mittelpunkt standen dabei die Fragen, in welchem Umfang Studierende ihr Selbststudium betreiben, an welchen Orten sie dieses vorzugsweise tun und auf welchen Einflussfaktoren diese Vorzugsentscheidung beruht. Im Ergebnis stellte sich z.B. für den Bereich der Universitäten heraus, dass die Studierenden während der Vorlesungszeit im Durchschnitt etwa 20 Stunden pro Woche für ihr Selbststudium aufwenden, wovon etwa 8 Stunden in der Universität selbst (in Bibliotheken oder anderen Hochschuleinrichtungen) stattfinden. Von diesen 8 Stunden Selbststudium in Universitätseinrichtungen wiederum wird etwa die Hälfte in den Bibliotheken verbracht. Dieses durchschnittliche Gesamtbild muss allerdings erheblich ausdifferenziert werden, damit sich gehaltvolle Planungsaussagen ableiten lassen. So zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass mehr als die Hälfte der Studierenden i.d.R. weniger als 1 Stunde pro Woche in der Bibliothek zubringt, hauptsächlich um Bücher auszuleihen und um Texte zu kopieren, während etwa 20% der an einer Universität Studierenden deutlich mehr als 5 Stunden pro Woche in der Bibliothek arbeitet. Immerhin 29 % der Studierenden an Universitäten geben an, während der Vorlesungszeit überwiegend die Bibliotheken zu besuchen, um an den dort bereitgestellten Arbeitsplätzen zu lernen.

Eine weitere Differenzierung zeigt eine breite Streuung sowohl zwischen verschiedenen Studienfächern, aber auch innerhalb einzelner Fächer. Als Beispiel wurde hier die Rechtswissenschaft herangezogen, deren Studierende als besonders intensive Bibliotheksnutzer gelten, was auch in der Studie bestätigt wurde: Durchschnittlich 8,4 Stunden in der Woche verbringen Jura-Studierende während der Vorlesungszeit in der Bibliothek. Doch auch hier ist die Streuung der Ergebnisse recht groß. So ergab sich u.a., dass 45 % der Studierenden die Bibliothek maximal 1 Stunde in der Woche nutzen (wiederum hauptsächlich zum Ausleihen und Kopieren), während aber auf der anderen Seite sich auch 33 % mehr als 8 Stunden pro Woche in der Bibliothek aufhalten, hauptsächlich, um an den Arbeitsplätzen zu lernen.

Anhand solcher und vergleichbarer Ermittlungen wird im Rahmen der Hochschulplanung dann der quantitative Bedarf an studentischen Arbeitsplätzen berechnet. Grundlage bilden das mittlere Zeitbudget pro

Fächergruppe, die mögliche Zeit für die Nutzung der Bibliothek (also die Öffnungszeiten) und die platzmäßige Auslastung, die erfahrungsbasiert mit 70 % angenommen wird. Aus diesen Faktoren ergeben sich dann fachspezifische Arbeitsplatzfaktoren, anhand derer sich berechnen lässt, wie hoch der Anteil der benötigten Arbeitsfläche bezogen auf die Gesamtzahl der Studienplätze eines Faches ist.

Für die Universitäten ergibt sich nach der aktuellen Platzfaktorenberechnung der im Vortrag vorgestellten Studie ein Bedarf von insgesamt 13 % an verfügbaren Arbeitsplätzen bezogen auf die jeweilige Studienplatzanzahl, wovon knapp 9% in den Bibliotheken zur Verfügung gestellt werden müssten. Wie die Betrachtung des Faches Rechtswissenschaft gezeigt hat, variiert der tatsächliche Arbeitsplatzbedarf aber in den unterschiedlichen Fächergruppen erheblich.

Da die hier vorgestellte Untersuchung zu den Orten des Selbststudiums erstmalig durchgeführt wurde, sind die ermittelten Arbeitsplatzbedarfe zunächst als Momentaufnahme zu verstehen. Erst die Fortführung dieser empirischen Beobachtungsreihe wird daher genauere Aufschlüsse über den nicht zuletzt durch die technologischen Entwicklungen angestoßenen nachhaltigen Wandel im Arbeitsverhalten und der Nutzung des studentischen Arbeitszeitbudgets aufzeigen können.

Eine weitere Facette im Dienstleistungsportfolio der Universitätsbibliothek in der digital geprägten Umwelt dürfte der wachsende Bedarf an Beratungsleistungen für die Verbreitung wissenschaftlicher Texte und Forschungsdaten sein. Für die Förderung wissenschaftlicher Arbeiten stehen verschiedene Förderlinien zur Verfügung, u.a. die DFG-Förderung für Open Access-Publikationen, die auch von der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg mit großem Erfolg zum Nutzen der Wissenschaftler der Friedrich-Alexander-Universität eingesetzt wird. Aber auch andere Förderinstitutionen bieten vermehrt finanzielle Unterstützung für Open-Access-Veröffentlichungen an. Herr Mag. Daniel Spichtinger, Policy Officer für Open Access bei der EU-Kommission in Brüssel, berichtete dazu über die Open-Access-Politik der Europäischen Union.

Die Förderung von Open-Access-Projekten durch die Europäische Union fand bisher vor allem im 7. Rahmenprogramm für Forschung und Innovation statt. Ab 2014 wird die Open-Access-Förderung im Nachfolgeprogramm „Horizont 2020“ (Laufzeit von 2014 bis 2020) noch erweitert.

War die Förderung im 7. Rahmenprogramm noch ein Pilot, soll bei „Horizont 2020“ die Open-Access-Publikation der erzielten Forschungs-

ergebnisse zum Grundprinzip werden, d.h. jedes geförderte Projekt wird frei publizieren müssen, wobei es den Forschern aber überlassen bleibt, ob sie den „grünen“ oder den „goldenen“ bzw. „hybriden Weg“ des Open Access wählen. Beim „grünen Weg“ werden die Publikationen in einem Repositorium hinterlegt, bleiben für einen bestimmten Zeitraum kostenpflichtig und werden nach Ablauf dieser Sperrfrist frei zugänglich gemacht. Wird der „grüne Weg“ gewählt, so sehen die Förderungsbedingungen vor, dass die Artikel spätestens 6 Monate nach Veröffentlichung (in den Geistes- und Sozialwissenschaften nach 12 Monaten) frei verfügbar sind. Beim „goldenen Weg“ müssen die Veröffentlichungen unmittelbar kostenfrei zur Verfügung stehen. Bei Forschungsprojekten mit Industriebeteiligung wird es auch weiterhin möglich sein, auf die Publikation zu verzichten. Wenn aber publiziert wird, dann ab 2014 nur noch Open Access.

Diese Förderungsvoraussetzung gilt prinzipiell für die Naturwissenschaften ebenso wie für die Geistes- und Sozialwissenschaften, wobei der EU-Kommission durchaus bewusst ist, dass geisteswissenschaftliche Publikationen weit häufiger als in den Naturwissenschaften als Buch und nicht als Zeitungsartikel erfolgen. Hinsichtlich der zu wählenden Open Access-Repositorien gilt grundsätzlich, dass die Publikationen auf dem Repositorium der forschenden Institution abgelegt werden sollen, die EU bietet zudem mit OpenAIRE ein Zugangportal für den Open Access Bereich an, in dem auch fachliche Repositorien für eine Reihe von Wissenschaftsdisziplinen gelistet und verlinkt sind.

Innerhalb des Förderprogramms „Horizont 2020“ wird auch ein Pilotversuch zur Open Access Publikation von Forschungsdaten gestartet, wobei jedoch zunächst nicht das gleiche Niveau wie bei den Artikeln oder Büchern festgeschrieben werden kann. Insbesondere für Forschungsdaten aus Projekten mit Industriebeteiligung, bei sicherheitsrelevanten Themen und bei sensiblen medizinischen Forschungsdaten werden Ausnahmen von der Open Access –Verpflichtung möglich sein.

Die Komplexität des Themas „Open Access“ wird den Publikationsprozess der Wissenschaften noch sehr lange begleiten, für die Universitätsbibliotheken bleibt die Publikationsberatung ein entsprechend zunehmend wichtiger werdendes Arbeitsfeld.

Der digitale Wandel hat für die Universitäten mit der Bibliometrie auch ein Arbeitsfeld neu erschlossen, das zwar schon lange existiert, durch die Nachweis eines Großteils des wissenschaftlichen Outputs in Datenbanken oder über WWW-Ressourcen aber zu einen neuen Blüte

gelangt ist. Wie eine zeitgemäße bibliometrische Dienstleistung an einer Universitätsbibliothek erfolgreich implementiert werden kann, darüber referierten Dr. Christian Gumpenberger, Martin Wieland und Dr. Juan Gorraiz vom Team Bibliometrie der Universität Wien.

Aufgrund der in Universitätsbibliotheken oft vorhandenen Kompetenzen bei der effizienten Nutzung von Datenbanken, der Aufbereitung und Kategorisierung von Daten und durch ihren Status als interdisziplinär ausgerichtete und i.d.R. von speziellen Fachinteressen unabhängige Institution bietet sich die Verankerung eines bibliometrischen Dienstleistungsbereichs in der Bibliothek dabei eigentlich ideal an. Die Universitätsbibliothek Wien initiierte im Jahr 2007 eine interinstitutionelle Arbeitsgruppe „Szientometrie“ an der Universität, der Vertreter der UB, der Abteilung Qualitätssicherung, der Forschungsservices und des Rektorates angehörten, um die notwendigen Kompetenzen zu bündeln und die Herausforderung eines entsprechenden Dienstleistungsangebots zu eruieren. Die in der Arbeitsgruppe festgestellten Desiderate umfassten die Entwicklung von Workflows und Standards zur Analyse und Bewertung von wissenschaftlichen Publikationen, die Erhöhung von Synergieeffekten durch Koordinierung der verschiedenen Aktivitäten der Forschungsevaluation, die internationale Vernetzung im Bereich Bibliometrie und Szientometrie sowie die Implementierung eines bibliometrischen Helpdesks zur Unterstützung der Wissenschaftler der Universität Wien.

Eine Projektphase mündete 2009 in die offizielle Gründung der Abteilung „Team Bibliometrie“ innerhalb der Einrichtung Bibliotheks- und Archivwesen. Das Team nimmt dabei Lehr- und Beratungstätigkeiten für Studierende und Wissenschaftler wahr, organisiert bibliometrische Events und internationale Konferenzen zum Thema, engagiert sich in Entwicklungspartnerschaften für die Verbesserung bibliometrischer Analyseinstrumente, beteiligt sich an nationalen und internationalen Projekten und forscht auch selbst.

Die Universität Wien beauftragt das Team zudem regelmäßig mit Individual- und Fakultätsevaluationen ihrer Forscher und Forschungseinrichtungen sowie im Rahmen von Berufungsverfahren, wobei die Datenanalyse i.d.R. mehrere Aspekte umfasst. Bei der „Aktivität“ wird die Produktivität durch die Anzahl der Publikationen im Zeitverlauf ermittelt. Für die „Sichtbarkeit“ werden anhand von Indikatoren wie der Anzahl der Veröffentlichungen in referierten Zeitschriften, Impact Faktoren und alternativen Metriken die Qualität und die Publikationsstrategie von Wissenschaftlern analysiert. Weiterhin wird die Bedeutung von Autoren

anhand der Zahl der erhaltenen Zitierungen, die Vernetzung der Forscher anhand der Koautoren und Koaffiliationen, der disziplinäre und interdisziplinäre Forschungsumfang und anhand der verwendeten Referenzen der Stand der wissenschaftlichen Forschung bestimmt. Das durch diese vielfältigen Tätigkeiten mittlerweile erworbene Know-how und Renommee hat dazu geführt, dass die Dienstleistungen des Teams Bibliometrie mittlerweile auch von nationalen und internationalen Kunden nachgefragt und eingekauft werden.

Die Erfolgsgeschichte des Teams Bibliometrie der Universität Wien zeigt, dass sich Universitätsbibliotheken auf diese Weise neue, zukunfts-trächtige und stark nachgefragte Aufgabenfelder erschließen können, mit der sie sich als niveaugleicher Partner der Wissenschaft etablieren können.

Zum Abschluss des Symposiums lieferte Frau Prof. Dr. Svenja Hagenhoff vom Lehrstuhl für Buchwissenschaft der Friedrich-Alexander-Universität einen Einblick in die Herausforderungen vor die sich die Fachverlage angesichts der sich schnell entwickelnden digitalen Möglichkeiten gestellt sehen und damit in eine den Universitätsbibliotheken eigentlich sehr eng benachbarte Unternehmensumwelt.

Ausgangspunkt war die Tatsache, dass die Kunden der Fachverlage die produzierten Medien mittlerweile in sehr verschiedenen Formen nachfragen, die vom Printexemplar über stationäre und mobile Webseiten bis zu Apps reichen. Ähnlich wie die Konsumgüterindustrie schon Jahre zuvor werden die Verlage mit dem Problem der individualisierten Massenfertigung („mass customization“) konfrontiert und gehen entsprechend dazu über, vermehrt crossmedial zu publizieren.

Um diese Herausforderung effizient bewältigen zu können, bietet sich die Nutzung von Content-Management-Systemen (CMS) an, die auf eine formatneutrale Datenhaltung rekurren und damit die Ausgabe in mehreren Medienformen für unterschiedliche Endgeräte wie z.B. auch Handys oder Tablets ermöglichen.

Die diesbezügliche Situation bei den Fachverlagen wurde im Rahmen einer Expertenbefragung und einer Umfrage untersucht. Dabei wurde die erweiterte Produktpalette, dem Einsatz von Content-Management-Systemen und die Einschätzung zum crossmedialen Publizieren selbst erfragt.

Hinsichtlich der von den Fachverlagen angebotenen Produktpalette zeigte sich, dass gedruckte Zeitschriften und Bücher immer noch an erster

Stelle stehen, gefolgt von stationären Internetseiten, Newslettern und Online-Datenbanken. Erst dahinter rangieren u.a. E-Books, E-Journals und native Apps. Die Erzeugnisse werden crossmedial neben Print hauptsächlich für Notebooks, Tablets und Smartphones angeboten. E-Book-Reader werden nur von einem relativ kleinen Teil der Fachverlage bedient, hier dürfte ein deutlicher Unterschied zu den großen Belletristik-Anbietern bestehen.

Hinsichtlich der eigentlich naheliegenden Anwendung von Content-Management-Systemen wiederum ergab sich, dass nicht zuletzt aufgrund der hohen Investitionskosten und des fehlenden Know-hows in den doch zum größten Teil eher kleineren Fachverlagen integrierte Softwarelösungen noch unterrepräsentiert sind. Wo crossmediale Produktvarianten erstellt werden, wird noch häufig auf die manuelle Bearbeitung des Ausgangsmaterials zurückgegriffen.

Die hohen Investitionen und das noch unterentwickelte Know-how in vielen dieser kleineren Verlage bestimmte auch deren Sicht auf die Herausforderungen des crossmedialen Publizierens im Allgemeinen. Aufgrund der häufig fehlenden Möglichkeiten einer elaborierten Marktprognose sind die Einschätzungen der Verlage noch von großer Unsicherheit über die konkreten Vorteile und Potentiale geprägt, weshalb sich die meisten auch noch im Anfangsstadium der Einführung crossmedialer Produktionsprozesse befinden. Ein Trend zu standardisierten IT-Lösungen zeichnet sich insgesamt noch nicht ab. Vermutlich könnten schnelle Fortschritte in dieser Thematik am ehesten erzielt werden, wenn die Fachverlage sich stärker auf Kooperationsprojekte einließen. Man kann jedenfalls den Eindruck gewinnen, dass Bibliotheken, die als öffentliche Betriebe mit ebenfalls sehr begrenzten Budgets seit jeher kooperieren, sich mit den ähnlich gelagerten Herausforderungen etwas leichter tun als die kleinen privatwirtschaftlich organisierten Fachverlage.



Abb. 1) Udo Andraschke, Dr. Marianne Dörr, Prof. Dr. Ernst Seidl, Korinna Haase, Dr. Joachim Hennecke

Abb.2) Blick ins Publikum

Abb. 3) Dr. Rolf Griebel und Dr. Marianne Dörr



Abb. 4) Dr. Clemens Wachter, Dr. Marianne Dörr

Abb. 5) Konstanze Söllner, Dr. Rolf Griebel, Prof. Dr. Ernst Seidl

Abb. 6) Prof. Dr. Svenja Hagenhoff



Abb. 7) Daniel Spichtinger  
Abb. 8) Prof. Dr. Ernst Seidl  
Abb. 9) Dr. Marianne Dörr



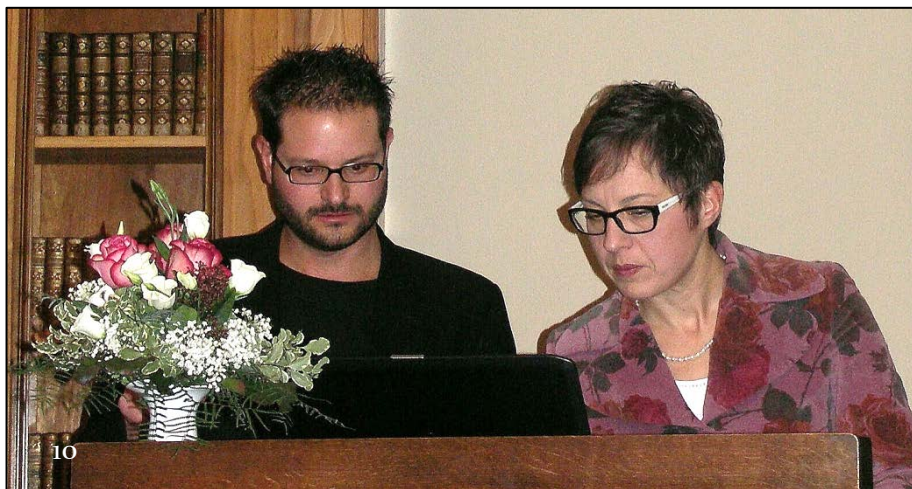


Abb. 10) Udo Andraschke und Konstanze Söllner



Abb. 11) Korinna Haase, Gisela Glaeser, Prof. Dr. Ernst Seidl

Abb. 12) Dr. Joachim Hennecke, Dr. Juan Gorraiz, Dr. Christian Gumpenberger und Martin Wieland

Fotos: Gerda Koschatzky, UBE

ISBN 978-3-944057-20-0



9 783944 057200